

Buchkultur

Das internationale Buch

Heft 203 4/2022

**AUSPACKEN.
VON FLUCHT
UND MIGRATION**

**THOMAS
STANGL**

**DIE ORDNUNG DER ZEIT
DURCHEINANDERBRINGEN**

Was können die
neuen Bücher von:

**NORBERT
GSTREIN
+
LEONA
STAHLMANN
+
ANNA KIM**

*Man sieht nur mit
dem Abstand gut:*

JOAN DIDION

ISSN 1026-082X
EURO 8,50 / CHF 10,50
26.8.2022





296 Seiten | € 22,00
ISBN: 978-3-7109-0144-7

Inspiziert vom ungeklärten Kunstraub 2019

BLITZ- EINBRUCH IM GRÜNEN GEWÖLBE

Wenige Axthiebe genügen und die legendären Juwelen des Dresdner Staatsschatzes sind verschwunden.

Zu Unrecht unter Verdacht: Der Kunst-Detektiv Adrian Falke, der alles daransetzt, die gestohlenen Diamanten wiederzufinden.

Gemeinsam mit der jungen Direktorin des Grünen Gewölbes beginnt eine rasante Verfolgungsjagd nach dem kostbaren Schatz.

LEICHTE SCHWERE LEKTÜRE

Der Sommer neigt sich langsam dem Ende zu, die Tage werden spürbar kürzer und der Jahresurlaub ist es leider schon: Nun heißt es, die allerletzten luftig-leichten Lesesommertage noch gehörig auszunutzen. Wenn Sie auch ein neues Gesicht hier im Editorial der aktuellen Buchkultur begrüßt, vielleicht auch der ein oder andere neue Name aus dem Heftinneren entgegenlacht, so möchte ich Ihnen an dieser prominenten Stelle versichern: So viel hat sich gar nicht geändert, wie es auf den ersten Blick vielleicht scheint. Denn nach wie vor setzen wir in unserer unabhängigen Berichterstattung aus der schier unerschöpflichen Welt der Neuerscheinungen auf unsere großartige Redaktion, die lesebegeisterter, literaturaffiner und kritikfreudiger (zum Glück!) nicht sein könnte.



Doch so leicht der Spätsommer sich noch anfühlen mag, so sehr wird er von manchen Ereignissen beschwert. Während die Politik düstere Zeiten für den Herbst prognostiziert, Stichwort: Energiekrise, wird neben der wirtschaftlichen Komponente des Krieges zu oft die menschliche vergessen. Daher widmen wir den Schwerpunkt dieses Heftes dem Thema »Flucht«, wobei Anne Aschenbrenner gleich zu Beginn richtig anmerkt: Nicht nur aus der Ukraine flüchten Menschen.

Außerdem: Statt auf seiner Sommerreise in die USA Buchkultur links liegen zu lassen, hat Ludwig Lohmann Sie kurzerhand einfach mitgenommen. Auf Seite 57 – und online sogar noch ausführlicher – können Sie lesen, was der Big Apple für einen Eindruck auf ihn gemacht hat.

Dagmar Kaindl ist zwar zu Hause in Wien geblieben, hat ihre Heimatstadt aber dank Shelly Kupferberg mit den Augen der Vergangenheit betrachtet (Seite 52). Auf den Spuren ihres Urgroßonkels Isidor wird jüdische Geschichte am Vorabend des Krieges plötzlich wieder lebendig – ein tragisches und wichtiges literarisches Zeugnis.

Meine persönliche Lieblingsgeschichte in diesem Heft ist jedoch, so viel darf ich verraten, unser Porträt über Thomas Stangl, dem unsere Fotografin Beatrice Signorello anhand seines neuen Romans durch Wien-Simmering und Stationen seiner Kindheit folgen durfte. Ab Seite 12 finden Sie das Ergebnis.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine leichte schwere Lektüre der neuen alten Buchkultur!

Katia Schwingshandl

& die Redaktion



@buchkultur



Die nächste Ausgabe erscheint am **14. Oktober**. Die Zeit bis dahin lässt sich am besten mit unserem Bücherbrief – der nächste erreicht Sie am 23. August – überbrücken. Anmeldung unter buchkultur.net.

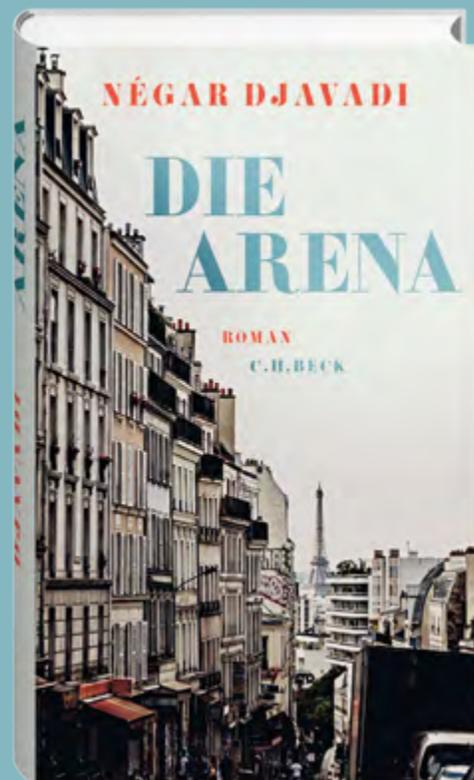


Aus Respekt für unsere Umwelt wird das Magazin Buchkultur umwelt- und gesundheitsschonend hergestellt. Registrierungsnummer: PDFC/16-44-917



Aus d. Englischen v. Claudia Wenner | 359 S. | Geb. € 25,-[D] | € 25,70[A] | ISBN 978-3-406-79131-4

«Mit poetischer Sprache zeichnet Gorcheva-Newberry einen Mikrokosmos der russischen Gesellschaft unter wechselnden politischen Vorzeichen.» *Olga Hochweis, Deutschlandfunk Kultur*

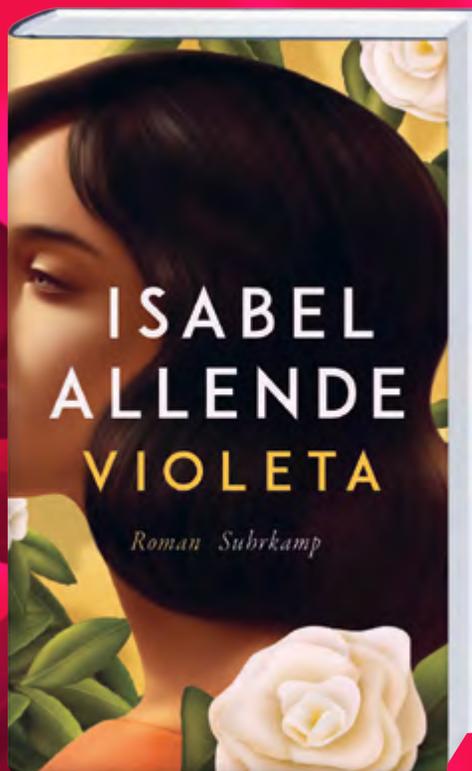


Aus d. Französischen v. Michaela Meßner | 463 S. | Geb. € 26,-[D] | € 26,80[A] | ISBN 978-3-406-79126-0

Benjamin Grossmann, Europachef eines amerikanischen Streaming-Anbieters, verliert sein kostbares Handy – oder wurde es ihm gestohlen? Der Junge, den er als Dieb verdächtigt und auch angegriffen wird am nächsten Morgen tot aufgefunden.

C.H. BECK
WWW.CHBECK.DE

*Eine
außergewöhnliche
Frau.
Ein turbulentes
Jahrhundert.
Eine unvergessliche
Geschichte.*



Roman. Gebunden. 400 Seiten. € 26,-

*»Jeder neue Roman
Isabel Allendes ist
ein großes,
großes Geschenk!«*
Daily Mail

SUHRKAMP

Inhalt

BÜCHERTISCH

- 06 Michael Schnepf berichtet über die Ästhetik von Wiener Clubs im Lockdown, über Stadtakrobatik, experimentierfreudige Weinkenner und begibt sich mit zwei Büchern in luftige Berghöhen.

LITERATUR

- 12 **Thomas Stangl:**
Die Ordnung der Zeit durcheinanderbringen
Der neue Roman »Quecksilberlicht« ist kluge Reflexion über die Literatur, das Schreiben, die Zeit und den Tod.
- 18 **Norbert Gstrein: An den Rändern der Welt**
Vom Verschwinden und Davonlaufen, von der Unmöglichkeit und Utopie der Liebe und vom Fortbestehen der Sehnsucht.
- 23 **Leona Stahlmann: Apokalypse mit Gefühl**
Poetische Sprache vor dem Hintergrund der sich verschärfenden Klimakatastrophe
- 24 **Anna Kim: Welcome to Wisconsin**
Die mehrfach preisgekrönte Autorin erzählt die bedrückende Geschichte von der Vermessung eines Menschen.
- 28 **Thema: Auspacken**
Flucht ist immer ein einschneidendes, nicht selten traumatisches und niemals lineares Ereignis. Eine Reise durch Geschichten von Menschen und Dingen.
- 36 **Wiedergelesen: Joan Didion**
Im vergangenen Jahr verstarb die Begründerin des New Journalism, nun wird ihr Werk neu übersetzt.

REZENSIONEN

- 16 Enrique Vila-Matas, Alain Claude Sulzer, Amanda Lasker-Berlin, Elena Medel, Behzad Karim Khani
- 20 Finn Job, Gusel Jachina, Franziska Gänsler, Ulla Hahn, Theresia Enzensberger
- 22 Baret Magarian
- 38 Wiederentdeckt: Erik Reger, Cees Nooteboom, Gayl Jones, Marcel Jouhandeau

BIBLIOPHILES

- 40 Dr. Martin Luther King Jr., Viktor E. Frankl/Elisabeth Lukas, Joseph Roth

LYRIK

- 42 Patricia Brooks, Ozan Zakariya Keskinikliç, Christine Langer
- 43 Kerstin Becker: Tri-tra-Traumata

SACHBUCH

- 44 Rainer Herr, Gwen Adshead/Eileen Horne, Barbara Sichtermann
- 46 **Ein zerrissenes Land in Aufruhr**
Das Jahr 1923 war vielleicht das wildeste Jahr in der Weimarer Republik
- 48 Noemi Harnickell, Jochen Hörisch, Rita Segato
- 49 **Giorgio Parisi:**
Der zündende Gedanke, der zur Lösung führt
- 50 **Eine Generation in der Übermacht**
Was passiert, wenn die Babyboomer gegangen sind?

BIOGRAFIEN

- 52 **Shelly Kupferberg: Wider das Vergessen**
Die Journalistin begab sich auf die Spuren ihres jüdischen Urgroßonkels Isidor in Wien.
- 54 Hans Fallada, Grete Weil/Ingvild Richardsen, Werner Herzog, Henry Kissinger

REISE

- 56 Achim Bogdahn, Marcus Hernig
- 57 **New York lesen.** Die Literaturszene im Big Apple
- 58 Karel Čapek, Walter Burkart/Ernst Halter

GRAPHIC NOVEL

- 60 Flix, Paulina Stulin
- 61 **Jenseits der Regeln:**
Erinnerungen an den Holocaust

BUCHKULTUR PRÄSENTIERT

- 62 Sprachsalz
- 62 Septemberlese(n)

KRIMI

- 64 Agatha Christie, Lucinda Riley, Lisa Eckhart
- 66 Andrej Kurkow, Clemens Murath
- 67 **Patrick Burow:** Kunstraub leicht gemacht
- 68 Lukas Pellmann, Ursula Poznanski, Josephine Tey, Yves Ravey

JUNIOR

- 70 **Sonja Danowski:**
Traumdrehbücher und Lieblingsbeschäftigungen
Ein Interview mit der Illustratorin des zauberhaften Bilderbuches »Nachts im Traum«
- 72 Nippons Töchter: Emiko Jean, Mariko Turk
- 78 *Buchkulturcafé*
- 79 **WIENliteratur** Kirstin Breitenfellner

KOLUMNEN

- 11 Schurkenstücke | Martin Thomas Pesl
- 27 Literatur ist ...
- 45 Martin Kuglers Sachbuchregal
- 59 Literatur für die Ohren | Jo Moskons
- 63 Thomas Ballhausens Denkblase
- 65 Quick'n'Dirty | Thomas Wörtche
- 73 Nicolas liest
- 74 Drei mal drei | Andrea Wedan
- 76 Mirabilia | Susanne Rettenwender
- 82 Schlusstrich | Thomas Feibel

Editorial 03 | Empfehlungen der Redaktion 26 |
Literaturrätsel von Alexander Kluy 80 | Impressum 82

24



28



12



36





ALS DIE NACHT STILLSTAND

An dieser Stelle möchte ich Ihnen wieder ein Projekt vorstellen, das aus der Zeit des Lockdowns entstanden ist.

Diesmal im Mittelpunkt: die Musik-Clubs von Wien. »Die Clubs dieser Stadt stehen wie Weltkriegstürme oder Ausgrabungsstätten als Überreste einer vergessenen Zeit«, schreibt Falter-Journalist Lukas Matzinger im Vorwort zu diesem Buch. Der Fotograf Reiner Riedler hat im April 2020 begonnen, mit pandemiebedingt geschlossenen Lokalen Kontakt aufzunehmen und sie danach ein Jahr lang fotografiert: leer, kalt, bestimmungslos. Der Einsatz von Blitzlicht analog zur zersetzenden und zerstörerischen Kraft des Virus ist Teil des Konzepts, sagt Riedler. Damit schafft er Erinnerungsbilder einer Kulturszene, die früher Orte der Euphorie, des Exzesses waren. »Die Nacht war einmal Opposition. Wir benahmen uns unvernünftig, unsittlich, ungesund und unbedacht. Wir häuteten uns von der Alltagsidentität und durften sein, wer wir sein konnten.« Dann der Stillstand.

Riedler versteht sich auf diese Art der Dokumentarfotografie, bei der neben der Authentizität viel Persönliches mitschwingt. Das hat er schon vor 20 Jahren bewiesen, als er die Caritas während ihres Ukraine-Einsatzes fotografisch begleitete, mittlerweile wird dieser 2003 bei Otto Müller erschienene Band antiquarisch um rund 200 Euro gehandelt – ebenfalls ein bemerkenswertes Zeitzeugnis. Von denen wird es aus der Pandemiezeit sicherlich so manche geben, aus der Wiener Musik-Club-Szene dürfte »End of the Night« wohl ein Unikat bleiben. ■



► Reiner Riedler
End of the Night
Fotohof edition, 128 S.



Fotos »End of the Night« © Reiner Riedler



Der poetische Text von **Luca Tortolini** wurde von **Judith Auer** aus dem Italienischen übertragen und augenzwinkernd illustriert. In diesem verträumten Bilderbuch passiert einiges im Stillen zwischen den Zeilen und auf der teils phantastischen Ebene des Bildes.

Für Kinder ab 5 Jahren

KUNSTANSTIFTER
Verlag für Illustration

ISBN: 978-3-948743-18-5
€ 20 (D) / 20,60 (A)

www.kunstanstifter.de

STADTAKROBATIK

Elf Autor/innen geben in einem aufwendig bebilderten Band Einblick in die Szene des Urban Sports.

Siebzig Jahre ist es her, als sich Teenager an der amerikanischen Westküste über fehlende Pazifikwellen ärgerten, die Metallräder ihrer Rollschuhe auf kleine Bretter montierten und mit ihren »Asphaltsurfern« in die Städte abwanderten. Dort zählten die Vertreter dieser Subkultur als unerwünschte Beeinträchtigung des öffentlichen Raums, wurden mancherorts verbannt und juristisch verfolgt. Als Kompromiss baute man eigene Skateparks für sie, doch den harten Kern zog es immer wieder auf die Straßen. Heute gehören Skaten und BMX, das zwanzig Jahre danach aufkam, zum Mainstream, beide wurden mittlerweile sogar ins olympische Programm aufgenommen. Später folgten Parkour und Freerunning, für die, die es können, eine elegant anmutende Methode, sich in der Stadt fortzubewegen und dabei all seine Hindernisse wie Mauern, Treppen oder Kanäle akrobatisch zu überwinden.

Mittlerweile hat sich gezeigt, dass die Vertreter/innen dieser Sportarten einen vitalisierenden Einfluss auf Städte haben, denn sie sehen diese mit anderen Augen als Behörden, Firmen oder die übliche Bevölkerung, sie erobern vernachlässigte Flächen zurück, beleben sie wieder. Zusätzlich bedeuten in vielen Regionen der Welt Skateparks und Initiativen eine wichtige Hilfe für junge Leute, so etwa in Gaza, wo die NGO »Wallrunners« seit Dezember 2020 palästinensische Mädchen und Jungen in ihrer generellen persönlichen Entwicklung fördert, ihnen Orientierung, Selbstbewusstsein und Eigenverantwortung mitgibt. Mittlerweile haben sie nach Indien, Pakistan und China expandiert, im schwierigen Lebensumfeld der Region Kaschmir werden nicht nur Bewegung und Kreativität gefördert, sondern den Jugendlichen auch bei der Bewältigung ihrer Traumata geholfen.

Der Text-Bildband wurde in einer interessanten Verlagskooperation konzipiert und editiert: Der deutsche Titel läuft unter »Urban Sports« bei Benevento, die englische Ausgabe ist unter »Urban Playground« beim Gestalten Verlag erschienen. Deutsche, österreichische, englische und amerikanische Autoren skizzieren darin den Weg von den Anfängen bis zum weltweiten Phänomen heute, berichten über Einflüsse der Städteplaner und Architekten auf diese Entwicklung und stellen über 30 wichtige Szenestädte vor. Dabei lassen sie auch Athlet/innen zu Wort kommen, so etwa den lettischen Freerunner Pasha, der überschwänglich aus Venedig berichtet: »Ich bin mir vorgekommen wie ein Superheld, der durch eine der schönsten Städte der Welt fliegen darf.« ■



◀ Robert Klanten, Laura Assop, Christoph Loidl (Hg.)
Urban Sports. Die Städte dieser Welt sind unser Spielplatz
Pantauro, 242 S.



▲ Die Militärdiktatur in Brasilien hat Skateboarding für eine Weile verboten. Das machte die ersten Pioniere zäh und erfinderisch. Heute werden viele der architektonischen Highlights in São Paulo genutzt. Foto: Sandro Diaz auf der Hängebrücke von Ponte Estaiada

▼ Der Große Bazar von Istanbul ist normalerweise für Freerunner tabu. Die Türkin Hazal Nehir hat die Genehmigung bekommen, so wie vor ihr schon Daniel Craig als James Bond.



▲ Bike Life boomt in New York: Es steht für die Freude am gemeinsamen Fahren und für Style und Kreativität. Manche schaffen es mit dem Wheelie, also das Vorderrad hoch in der Luft, einen kompletten Häuserblock entlang.

ÜBER DIE BERGE

Zwei Bücher nehmen auf ganz unterschiedliche Weise Bezug auf die Bergwelt.

Erst vor wenigen Wochen haben uns die dramatischen Meldungen vom Gletschersturz an der Marmolata erreicht. Verursacht durch die Erderwärmung und den niederschlagsarmen Winter, der das Eis ohne schützende Schneedecke der Sonne ausgesetzt ließ. Schon in 30 Jahren wird dieser Gletscher verschwunden sein, prognostizieren die Geologen Angelika Jung-Hüttl und Bernhard Edmaier in ihrem Buch, das sie dem Wandel der Gletscher in den Alpen widmen. Denn sie sind es, die mit zu den wichtigsten Zeugen der raschen globalen Erwärmung gehören. Hier steigt die Temperatur schneller als im Durchschnitt, auch aufgrund der Topografie: Hohe Berge ergeben mehr Fläche als eine Ebene, auf die Sonnenstrahlung einwirkt. Und so taut auch in hoch gelegenen Gipfeln und Felswänden der eisige Kitt und macht das Gestein brüchig, was vermehrt zu Steinschlägen und Felsstürzen führt. Der mehrfach preisgekrönte Fotograf Edmaier dokumentiert mit seinen Aufnahmen den Wandel der letzten 25 Jahre, hält fest, was verloren gehen wird, und zeigt gleichzeitig, was Neues dabei entsteht. Ein beeindruckender Bildband mit großformatigen Fotos, die durch kurze, fundierte Bildtexte kommentiert sind.

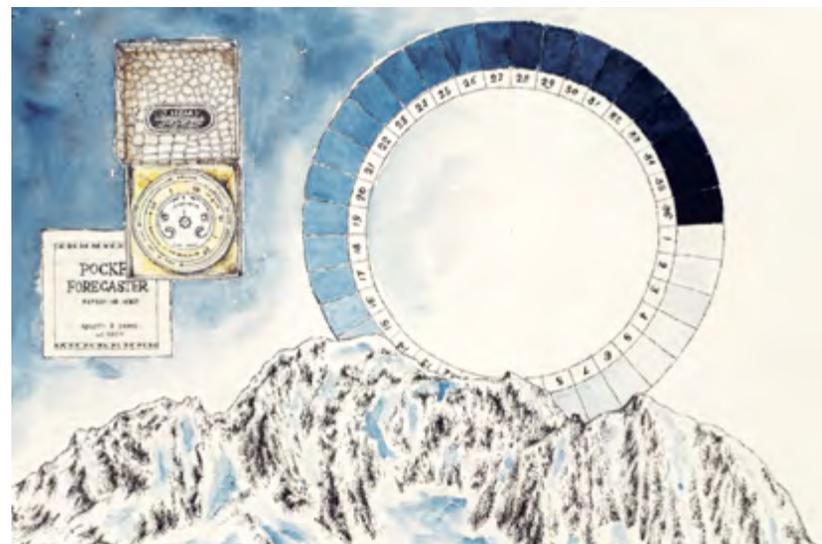
Auf künstlerisch verspielte Weise hat sich ein uns bekanntes Künstlerduo dem Thema Berge angenommen: Nach Tiergeschichten aus zwei Jahrtausenden und Schiffsgeschichten aus 6000 Jahren (siehe Ausgaben 175 und 191) haben Lucia Jay von Seldeneck und Florian Weiß nun 35 Momentaufnahmen von Bergen zu Papier gebracht; wieder mit wahren Geschichten und sehr speziellen Illustrationen. Ein Thema ist etwa der Ausbruch des Vulkans Mount St. Helen im Jahr 1980, als der Fotograf Robert Linsburg Aufnahmen von der anrollenden Glutlawine macht, sich nicht retten kann, den Film jedoch mit seinem Körper für die Nachwelt schützt. Ein anderes entstammt dem Kaukasus, wo der »Ushba«, der Berg des Schreckens, lange Zeit als der schwierigste der ganzen Welt zählt. Der dortige Fürst ist so begeistert von den Kletterkünsten der österreichischen Expeditionsteilnehmerin Cenzi von Ficker, dass er ihr mit schriftlicher Urkunde den Berg schenkt. Ein Nebengipfel wird nach ihr in »Tsentsi Tau« benannt. Schön ist auch die Geschichte zum Mont Blanc, dem »verfluchten Berg«, auf dessen Gipfel der Gelehrte Horace-Bénédict de Saussure 1787 diverse Experimente vornahm. Er schafft mit seinen mitgebrachten Papierstreifen in unterschiedlichen Blauabstufungen den wissenschaftlichen Beweis, dass die Himmelsbläue in der Höhe tatsächlich dunkler wird. Eine Frage, der sich übrigens schon Leonardo da Vinci gewidmet hat. ■



◀ Bernhard Edmaier, Angelika Jung-Hüttl
AlpenEis. Gletscher und Permafrost im Klimawandel
Rother Bergverlag, 224 S.



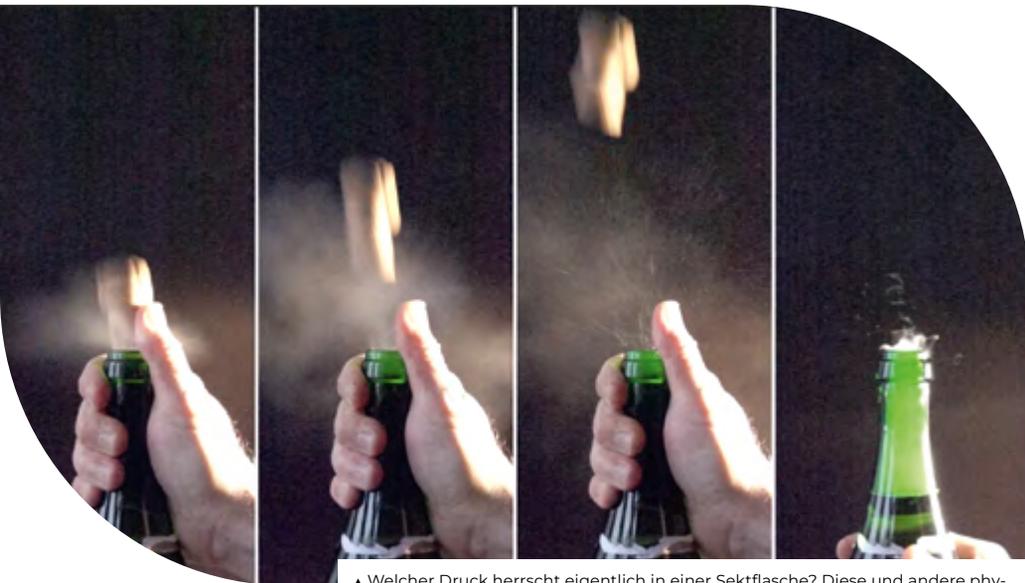
◀ Florian Weiß, Lucia Jay von Seldeneck
Berge
kunstanstifter, 258 S.



▲▼ Zweimal Mont Blanc: Die Farbe des Himmels hat der Naturforscher Saussure 1787 mit der eigens entwickelten Pappscheibe gemessen (▼). Der Eisstrom des Mer de Glace könnte in den nächsten 30 Jahren bis zum Zusammenfluss zurückschmelzen (▲).



Illustration © Florian Weiß | Foto © Bernhard Edmaier



▲ Welcher Druck herrscht eigentlich in einer Sektflasche? Diese und andere physikalische Fragen rund um den Wein beantworten zwei Experten in ihrem Buch.

EXPERIMENTE MIT WEIN

Falls Sie bereits ein gutsortiertes Regal mit Weinbüchern besitzen und der Meinung sind, man kann Ihnen nicht mehr viel theoretisches Wissen darüber beibringen, dann habe ich hier vielleicht das Richtige für Sie: Zwei Physiker widmen sich nämlich – durchaus mit Vergnügen und Eigeninteresse – dem Thema Wein und gehen in 50 Experimenten der Sache auf den Grund. Dabei kann man so manches lernen, sogar dann, wenn man die theoretischen Absätze samt Formeln überblättert. Was ich ehrlich gesagt auch gemacht habe. Einiges Wissenswertes blieb bei mir dennoch hängen, so habe ich etwa zum ersten Mal kompetent erfahren, wie man den Korken einer Flasche durch Aufstoßen herausbekommt: Sie stecken die Flasche Wein in den Schaft Ihres Schuhs und stoßen Schuh und Flasche mehrmals kräftig gegen eine feste Unterlage, mit jedem Aufstoßen bewegt sich der Korken wenige Millimeter aus dem Flaschenhals. Interessant sind auch einige Details zum Karaffieren, also zum Belüften. Dass eine forcierte Sauerstoffzufuhr



▲ Lutz Kasper, Patrik Vogt
Physik mit Barrique. Eine Weinprobe in 50 Experimenten
Springer Berlin, 186 S.

des Weins nach dem Öffnen der Flasche nicht in jedem Fall vorteilhaft ist, wissen wir auch aus anderen Weinbüchern. Aber was passiert, wenn man dies mit einem Stabmixer oder gar Smoothie-Maker durchführt, nennt man das Hyperdekantieren. Kurz gesagt: So befremdlich die Vorgangsweise klingt, sie funktioniert!

Die beiden Physikdidaktiker Lutz Kasper und Patrik Vogt sind nicht die ersten, die die alten Kulturen des Weins und der Physik zueinander bringen. Bereits im ersten Jahrhundert n. Chr. widmete Heron von Alexandria einen erheblichen Teil seiner mechanischen und pneumatischen Erfindungen dem Ab- und Umfüllen, dem Portionieren und automatisierten Mischen von Wein. Er hat auch schon seinen »Weinautomaten« entwickelt, der Wasser in Wein umwandelt. Ein Partytrick, der uns im Buch ebenfalls erklärt wird. Immer wieder merkt man auf sehr angenehme Weise, dass die beiden Autoren neben der Theorie auch das Schmunzeln beherrschen! ■

»Was war sein Selbst denn anderes als ein Knoten aus allen Wörtern, die er in seinem Leben gehört oder gelesen hatte?«



208 Seiten
978-3-7374-1199-8
€ 22,00 (D) / € 22,70 (A)

Das neue Buch von Sebastian Guhr
Jetzt lieferbar!

Chamissimo ist die faszinierende Lebensgeschichte des Schriftstellers, Wissenschaftlers und Weltreisenden Adelbert von Chamisso, einem unbestechlichen, empfindsamen und unbestechlichen Geist des 19. Jahrhunderts.



Aufdrehen.

So geht

Sommer!

Das geht auch für dich!

Ob Freiluft-Kino oder Kunst im Museum – Celina und Naima machen's vor.

Informiere dich über die vielen Kultur-Highlights Wiens in unserem Veranstaltungskalender unter wien.gv.at/veranstaltungen. Darin findest du auch viele kostenlose Kulturangebote. Entdecke das vielfältige Kunst- und Kulturangebot und genieße deinen Sommer!

#sogehtsommer

**Stadt
Wien**

sommer.wien.gv.at



SCHURKENSTÜCKE

In meinem 2016 erschienenen »Buch der Schurken« versammelte ich 100 der genialsten Bösewichte der Weltliteratur in einem Minilexikon. Einige blieben dabei auf der Strecke. Schändlicherweise. Hier begleiche ich nach und nach die schurkische Schuld.

VON MARTIN THOMAS PESL

TITO ARNAUDI

Wann hat das aufgehört, dass Journalisten in Saus und Braus lebten, mit Ausschweifungen und völlig sinnlosen Gehältern? Und vor allem warum? Nein, bitte sparen Sie sich die Antwort auf diese Frage, sie ist recht schurkisch und nicht ganz ernst gemeint. Vor 100 Jahren hatte ein Turiner namens Dino Segre (vielleicht bekannt unter dem Pseudonym »Pitigrilli«) noch Geschichten parat, die das heutige Journailenpräkariat vor Neid und Scham erblassen lassen. Selbst als Redakteur für verschiedene Zeitungen tätig, schickte er 1922 in seinem Roman »Kokain« eine fikionalisierte Version seiner selbst nahezu um die ganze Welt. Was er dort aufführt, verstieß nicht nur in den Augen der Faschisten gegen die guten Sitten, sondern auch in jenen der Kirche: Der Roman wurde mehrfach verboten.

Tito Arnaudi heißt der junge Student, der, weil seine Geliebte von ihren Eltern in die Besserungsanstalt gesteckt worden ist, in den Zug nach Paris steigt. Dort lässt er sich als Erstes mehrere Visitenkarten drucken, die ihn als »Professor Doktor« ausweisen, und zieht – wegen der Adresse – in eine unbeheizte Kammer im Hotel Napoleon. Durch selbstbewusste Angeberei erschleicht er sich eine Anstellung bei einer Pariser Zeitung und schreckt in einer Ära vor dem Fact-Checking nicht davor zurück, sensationelle Geschichten einfach zu erfinden, so lange, bis der Chefredakteur sein Gehalt unter der Voraussetzung erhöht,

dass er keinesfalls auch nur eine einzige Zeile schreibe. In einer Redaktion, wo auch die herrliche Figur des »Manes, von dem keiner weiß, wer er ist«, ein und ausgeht, verkommt Journalismus zum Lebensstil.

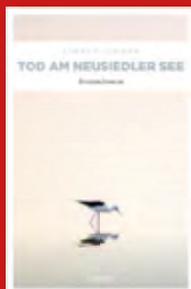
Titos allererste Reportage ist freilich noch aus dem Leben gegriffen. Sie handelt von Kokainsüchtigen und gelingt auch deshalb so gut, weil Tito praktische Erfahrungen nicht scheut: Er ist ein »embedded journalist« im wahrsten Sinne des Wortes, hält er sich doch bald zwei Geliebte parallel. Eine davon ist seine vormals zwangskeusche Jugendliebe Madalena, die sich jetzt als Tänzerin und Kokotte verdingt. Er nennt sie »Kokaina« und folgt ihr überall hin, zwischen unbändiger Leidenschaft und bitterem Zynismus mäandrierend. »Was für ein Farceur, dieser liebe Gott!«, höhnt er im Rausch des weißen Pulvers. Wenn es wirklich nur des Ausrufens aller Lebewesen bedurft hatte, »war es keine große Mühe, die Welt zu erschaffen. Und dennoch fühlte dieser Lazzarone am siebenten Tag das Bedürfnis zu ruhen.«

Das verächtlichste Schurkenstück liefert Tito Arnaudi schließlich mit seinem eigenen Tod. Er schluckt Typhus-Bakterien und begibt sich in ärztliche Behandlung. Darauf, dass die echten Doktoren und Professoren alle scheitern werden, kann er sich in dieser verdorbenen Welt vollständig verlassen. ■



▲ Pitigrilli
Kokain
Ü: Maria
Gagliardi
rororo, 224 S.

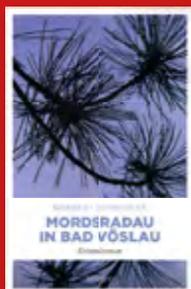
emons: *Wo die Spannung niemals endet*



ISBN 978-3-7408-1523-3 · (A) 14,40 €



ISBN 978-3-7408-1538-7 · (A) 13,40 €



ISBN 978-3-7408-1568-4 · (A) 15,50 €



ISBN 978-3-7408-1574-5 · (A) 13,40 €



ISBN 978-3-7408-1625-4 · (A) 13,40 €

www.emons-verlag.de   

DIE ORDNUNG DER ZEIT DURCH- EINANDERBRINGEN

Thomas Stangls »Quecksilberlicht« ist eine vielschichtige Reflexion über Literatur, das Schreiben, die Zeit und den Tod. Mit einer dichten Sprache und ungewöhnlichen Perspektiven lotet der Roman Grenzen des Erzählens aus, um sie gekonnt zu überschreiten.

— VON SOPHIE WEIGAND

Wer hat nicht schon einmal eine Wohnung oder irgendeinen Ort betreten und darüber nachgedacht, welche unsichtbaren Spuren vergangene Leben dort hinterlassen haben? Was hat sich abgespielt in den vier Wänden, die wir jetzt zu unseren machen, und was wird übrigbleiben, wenn wir sie verlassen? Die Grundidee, dass Erlebnisse, Erinnerungen und Gedanken sich von ihrem unmittelbaren zeitlichen und inhaltlichen Kontext lösen könnten, steht, mit Bezug auf Überlegungen u. a. Virginia Woolfs, im Mittelpunkt von Thomas Stangls »Quecksilberlicht«. »Wäre es nicht möglich, dass Dinge, die wir mit großer Intensität erlebt haben, unabhängig von unserem Bewusstsein existieren, in Wirklichkeit noch immer existieren?«, fragt Virginia Woolf sich in ihren autobiografischen Aufzeichnungen, als ihr eine Kindheitserinnerung so präsent vor dem inneren Auge erscheint, als geschähe sie in der Gegenwart. »Ich habe das Gefühl«, schreibt Woolf außerdem, »dass starke Emotionen ihre Spur hinterlassen müssen, und es handelt sich nur darum, herauszufinden, wie wir uns selbst wieder einschalten können.«

»Für mich ist eigentlich alles, was ich denke und tue, mehr oder weniger von Literatur durchtränkt, ich würde ohne Literatur nichts sehen und nichts verstehen.«

»Quecksilberlicht« ist ein fein gearbeitetes Mosaik aus Wahrnehmungen und Erfahrungen, die über die Grenzen von Raum und Zeit miteinander interagieren. Die Leben, denen sie entstammen, könnten nicht unterschiedlicher sein, schon durch ihre enorme zeitliche Distanz. Zwischen den Brontë-Geschwistern, den Großmüttern Thomas Stangls und dem chinesischen Kaiser Qin Shihuangdi liegen viele Welten und doch gelingt es dem Roman, diese Welten durch Erfahrungen der Protagonist/innen und innere Monologe assoziativ zu verknüpfen. Es gibt nicht *die* eine Geschichte, sondern unzählige Fragmente, die einander unablässig kreuzen. Dementsprechend erfolglos wäre es, hier im Nachhinein einzelne Stränge des Romans nacherzählen zu wollen. Er ist wildwüchsig, vielstimmig und im besten Sinne ambitioniert. Er verbindet, was auf den ersten Blick keine Verbindung zu haben scheint, und eröffnet dadurch neue Perspektiven auf ganz grundlegende Fragen zu Literatur, Schreiben, Leben, Träumen, Sterben – und darauf, was das alles miteinander zu tun hat. Es braucht vielleicht ein bisschen Anlauf, sich in dieses Geflecht hineinzuwagen, aber ist das einmal gelungen, gilt für die Lektüre vor allem: *go with the flow*.

Es beginnt mit einer von Thomas Stangls Großmüttern, die in jungen Jahren vom Tod ihres Vaters erfährt und verzweifelt aus dem Haus läuft, vor der Nachricht fliehend, die ihr Leben verändern wird. »Ich stelle mir vor«, schreibt Thomas Stangl, »diese Verzweigung hätte sich losgelöst vom Leben, zu dem sie gehört, der Person, der Geschichte und festgesetzt an diesem Ort.« Mehrmals wird die Großmutter im Roman die drei Stufen hinunter auf die Straße laufen, mit jeder Vervielfältigung gewinnt der autobiografisch angelegte Erzähler eine neue Perspektive auf eine Erfahrung, die er, trotzdem sie sich in den familiären Geschichtenfundus eingeschrieben hat, nur aus der retrospektiven Erzählung kennt. Seine Großmutter ist seit über fünfzig Jahren tot und Aufzeichnungen, auf die er sich bei seiner Betrachtung stützen könnte, existieren nicht.

Dennoch nähert er sich forschend einem Leben an, das nicht nur abstrakte Spuren in Raum und Zeit, sondern auch ganz konkrete Spuren in seinem Leben hinterlassen haben könnte. »Es beginnt mit einer Wunde, die bleibt; die sich vernarbt, unsichtbar wird und doch vererbt«, heißt es im Text. »Ich nehme die Wunde auf, wie ich die Bücher aufnehme.« Der junge Erzähler Thomas zeichnete Autounfälle und Granaten, die auf Autos fielen, »denn die Vergangenheit und die Gegenwart flossen zusammen«.

Die Erfahrungen der Älteren lösen sich nicht nur von ihrem kontextuellen, zeitlichen Ursprung, sie gehen, in verwandelter Form, auch auf die Jüngeren über. Das, was heute vielfach als transgeneracionales Trauma literarisch verarbeitet wird, scheint in dieser Perspektive auf. Natürlich spiegeln sich auch in Stangls Familiengeschichte (er unterscheidet eine »rechte« und eine »linke« Seite der Familie) die Verheerungen des 20. Jahrhunderts und die jeweils individuellen Bemühungen, ihnen zu entkommen. Durch Schweigen, kulturelle Beflissenheit, Nostalgie und Stillstand. Eine der Großmütter wird ▶



später dement, auch für sie löst sich auf ganz eigene Weise die Zeit auf. Ihr Enkel bleibt auf ewig fünf Jahre alt und sie selbst in einer Welt, die für alle anderen längst nicht mehr existiert. Von Wien-Simmering, dem Stadtteil, in dem die jugendliche Großmutter, Tochter eines Italieners, verzweifelt aus dem Haus läuft, beginnt der Roman auch in andere Zeiten vorzustoßen.

Einen großen Teil nehmen im Text dabei die Brontë-Geschwister ein, denen Thomas Stangls Erzähler immer wieder auch eine eigene Stimme verleiht. Auf die Frage, was ihn besonders an den Geschwistern fasziniert habe, antwortet er: »Mehrere Dinge: Zunächst die Vorstellung der Kinder, die sich, an einem abgelegenen Ort in Yorkshire, gemeinsam über Jahre hinweg eine ungemein detailreiche und verzweigte Fantasiewelt ausmalen (aus der dann auch die Romane der Schwestern entstehen). Dann das Gemälde Branwells, aus dem er, der unbekannte und gescheiterte Bruder, sich selbst gelöscht hat [...]. Diese seltsame Familie, in der der zugleich schroffe und liebevolle, konservative und liberale, in jeder Beziehung widersprüchliche Vater, der gerne aus seinem Schlafzimmer über den Friedhof hinweg auf den Kirchturm schießt, alle seine Kinder überlebt. Und dann natürlich auch die Bücher: die mehr oder weniger verborgene Radikalität in diesen Büchern und Texten.«

Die Passagen über die Brontë-Geschwister, ihre unbändige Fantasie und Freude am Erschaffen fremder Welten und gleichzeitig die Verarbeitung realer Geschehnisse – etwa den Verlust der Schwestern Maria und Elizabeth – mit literari-

schen Mitteln, erzählen viel über die Kraft und die Macht von Literatur. Die Literatur spiegelt, vervielfältigt und verwandelt Erfahrung in eine Geschichte, die betrachtet und mit Sinn erfüllt werden kann. Durch Geschichten erklären und erschließen wir uns die Welt, das gilt auch für Thomas

Stangl selbst: »Für mich ist eigentlich alles, was ich denke und tue, mehr oder weniger von Literatur durchtränkt, ich würde ohne Literatur nichts sehen und nichts verstehen.« Indem der Roman immer wieder mit Perspektiven spielt und sie ineinander übergehen lässt, verwischt er die Grenzen zwischen seinem Erzähler und seinen Protagonist/innen. Mal spricht Patrick Branwell selbst über seine Schwestern oder seine gescheiterten schriftstellerischen Ambitionen, dann der gegenwärtige Erzähler aus einer Beobachterperspektive über ihn, über seine Arbeit am Text – und ihre Tücken.

Er ist sich der Macht bewusst, die mit seinem Schreiben und dem Betrachten realer Figuren einhergeht.

Schreiben und dem Betrachten realer Figuren einhergeht. Wie kann er denen Leben und Gedanken einhauchen, die lange vor ihm gelebt haben? Wie kann er es sich anmaßen, ihnen eine eigene Stimme zu geben? Wie soll er entscheiden, was erinnert und was gesehen werden soll – und was nicht? Die Lösung liegt am Ende darin, den geschilderten Figuren zwar reale Quellen zugrunde zu legen, daraus jedoch kein exaktes Abbild der Person ableiten zu wollen. »Ich wollte aber auch keine Biografie dieser Menschen schreiben«, erklärt Thomas Stangl im Interview, »sondern tun, was im seriösen biografischen Schreiben verboten ist: geheime Impulse darstellen, den Erzähler in Beziehung zu ihnen setzen oder in sie übergehen lassen, Dialoge über den Tod hinausführen.« Sobald es um die eigene Familiengeschichte und die Leben der Großmütter geht, stellt ihn das vor besondere Herausforderungen, die eine Anpassung der Herangehensweise verlangen: »Ich habe in diesem Fall nichts zu erfinden gewagt und nicht die Perspektive gewechselt, sondern mich auf einzelne konkrete Situationen beschränkt, sie in der Reflexion und Erzählung möglichst genau nachgezeichnet und sozusagen aus ihrem Leben herausgeschnitten.«

Literatur erscheint in »Quecksilberlicht« als absolut grenzüberschreitendes Projekt, als entkörperlichte und überzeitliche Erfahrung, die sich nicht um Logik oder Naturgesetze scheren muss. Sie ist ein Bollwerk gegen die Zumutung des Todes. Nicht zuletzt deshalb, weil sie zutiefst menschliche Fragen und Sehnsüchte verhandelt, die zwar vor unterschiedlichen Kulissen spielen mögen, aber letztendlich durch ihre Allgemeingültigkeit miteinander verbunden sind. Literatur handelt von Wirklichkeit, aber sie erzeugt auch ihrerseits eine eigene Wirklichkeit. In »Quecksilberlicht« wird dieser Umstand nicht nur eindrucksvoll bewiesen, sondern immer wieder reflektiert. Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Und wer entscheidet das? Am Ende wird klar, dass weder Gegenwart und Vergangenheit noch Erzählung und Realität klar voneinander abgrenzbare Einheiten sind, sondern unablässig ineinander übergehen, in Bewegung sind.

Eine ins Paranoide gesteigerte Angst vor dem Tod, und

»Ich wollte keine Biografie dieser Menschen schreiben, sondern tun, was im seriösen biografischen Schreiben verboten ist: geheime Impulse darstellen, den Erzähler in Beziehung zu ihnen setzen oder in sie übergehen lassen, Dialoge über den Tod hinaus führen.«



Fotos: Thomas Stangl © Beatrice Signorello für Buchkultur

► **Thomas Stangl**, 1966 in Wien geboren, wo er auch lebt. Nach seinem Studium schrieb Stangl zunächst Essays, Buchbesprechungen und kleinere Prosaarbeiten für Zeitungen und literarische Zeitschriften, 2004 erschien sein mit dem Aspekte-Literaturpreis ausgezeichnetes Debüt »Der einzige Ort« (Droschl). Stangls Werk ist vielfach prämiert, 2011 erhielt er den Erich-Fried-Preis, 2022 den Österreichischen Kunstpreis für Literatur. »Quecksilberlicht« ist sein neuester Roman und erschien bei Matthes & Seitz Berlin.



► Thomas Stangl
Quecksilberlicht
Matthes & Seitz,
272 S.

letztlich dem Vergessenwerden, wird besonders in der Perspektive des chinesischen Kaisers Qin Shihuangdi ersichtlich, der auf Anraten einiger Heiler und Schamanen sogar quecksilberhaltige Mittel einnimmt, um seinen Tod zu verhindern. Qin Shihuangdi, Gründer des chinesischen Kaiserreichs und Erbauer der Chinesischen Mauer (sowie seines eigenen Mausoleums), ließ sämtliche Werke und Schriften vernichten, die vor der Zeit seiner Herrschaft verfasst wurden. Alles sollte sich allein auf ihn und seine niemals endende Gegenwart beziehen. »Das Wissen von der Vergangenheit ermöglicht Vergleiche, also Widerspruch; deshalb muss es mit dem Tod bestraft werden«, heißt es im Roman. Viele fallen dieser wahnsinnigen Überzeugung zum Opfer; die die Vergänglichkeit auszuradieren versucht, indem sie die Vergangenheit selbst auslöscht. Qin Shihuangdi ist gewissermaßen der radikale Gegenentwurf zur Idee eines lose geknüpften, durchlässigen Netzes vergangener Zeiten und Erfahrungen. »Warum habe ich Macht über das Leben aller anderen Menschen, aber keine Macht über mein eigenes Leben: das ist nicht gerecht«, lässt Thomas Stangl seinen Kaiser sinnieren, ermattet von einem unauflösbaren Widerspruch und umtrieben von einer Machtfrage, die auch den Erzähler nicht loslässt (etwa wenn er reflektiert: »Schreiben, als könnte man bestimmen, was überleben soll und was verschwinden kann«). Das titelgebende Quecksilber, das den Kaiser nicht retten kann, zieht sich als Motiv durch den Roman. Als wirkungsloses Mittel gegen den Tod, als zähflüssige Ströme, deren Bewegung »selbst über die Jahrtausende hinweg für uns nicht wahrzunehmen ist«, letztlich als Verbildlichung vergangener und vergehender Zeit. Das Zeiterleben, sagt Thomas Stangl, sei nichts Homogenes und Gleichförmiges. Ihn habe die Frage fasziniert, was diese Momente, die aus der Zeit herausfallen, nicht bloß individuell, sondern auch für das »Gedächtnis der Menschheit« bedeuten und mit ihm zu tun haben. Erinnern und Vergessen sind also nicht nur Fragen des Autors und Erzählers, sondern am Ende universelle Fragen menschlicher Existenz. Im Kleinen auf biografischer, im Großen auf gesellschaftlicher Ebene. Wahrscheinlich entspricht die menschliche Zeiterfahrung ohnehin viel mehr einer dehnbaren Zickzacklinie und starren Chronologie ist nur eine Erfindung derer, die Ordnung im Chaos brauchen. Im Gegensatz zu anderen Kunstformen kann Literatur diesen Umstand sehr unmittelbar abbilden.

Thomas Stangls Schreiben in »Quecksilberlicht«, aber auch



▲ Unsere Fotografin Beatrice Signorello hat diese exklusiv für Buchkultur entstandenen Fotos analog auf einer Mittelformatkamera (Pentax 67) geschossen.

in früheren Romanen, ist ein perspektivisch offenes, suchendes. »Es ist mir im Schreiben wichtig, dass etwas entsteht, das nicht einfach das ist, was ich denke (oder sehe und beschreibe oder träume), sondern dass etwas darüber hinaus entsteht, etwas mit seiner eigenen Form von Spannung, innerer Dynamik, einer Art von Eigenleben«, erzählt er im Interview. Von der eigenen Wahrnehmung und Erfahrung zu abstrahieren, sich schreibend einzufinden in fremde Leben und unbekannte Umstände, ohne die beschriebenen Figuren zu vereinnahmen, ist ihm wichtig. Der Roman beschreibt es als »Sehnsucht nach Durchlässigkeit, einem anderen, der Auflösung des Körpers«. Und er gibt einen grundlegenden Ratschlag, für Literatur, aber auch alles darüber hinaus: »Man muss sich vor dem Blick hüten, der überall Spiegelbilder sieht.« Thomas Stangl, der unlängst mit dem Österreichischen Kunstpreis für Literatur ausgezeichnet wurde, kann man indessen nicht vorwerfen, dass er zu selbstbezüglich wäre, zu behaglich unterwegs in ohnehin bekanntem Terrain. Seine Literatur ist wagemutig, beinahe ein eigener Organismus, der sich nicht festlegen lässt auf eine Deutung oder Lesart. »Wichtig scheint mir, dass man bereit ist, das Fremde im Eigenen und das Verwandte im Fremden zu erkennen«, fasst Thomas Stangl eine Prämisse seines Schreibens treffend zusammen. Und vielleicht ist damit eine Qualität von Literatur ganz allgemein beschrieben. Das Bekannte so zu erzählen, dass es neue Facetten hinzugewinnt und das Fremde in Worte zu fassen, die Verbindung schaffen – das kann Literatur, das können Buchstaben auf Papier erreichen. »Quecksilberlicht« erreicht es. ■

► Das ungekürzte Interview mit Thomas Stangl zum Nachlesen auf buchkultur.net



Wie man (k)einen Roman schreibt

Klug und zugleich witzig – »Mac und sein Zwiespalt« ist eine Perle von Roman.

Was macht Mann, wenn er den sechzigsten Geburtstag hinter sich gelassen und seinen Job verloren hat? Der Möglichkeiten gibt es viele, und Mac, die Hauptfigur in Enrique Vilas-Matas Roman tut auch das, was man erwarten kann: Spaziergehen, mit Leuten aus seinem Viertel in Barcelona quatschen, in der Kneipe einen oder (meistens) mehrere trinken. Zum Verhängnis wird ihm und seiner geplagten Ehefrau aber sein Entschluss, der populären Unweisheit nachzugeben, wonach jeder Mensch ein Buch in sich hat. Also schreibt er los, und wir lesen mit und können uns wundern und amüsieren.

Natürlich fehlt Mac das Wichtigste, das zum Bücherschreiben nötig ist: Eine Idee, was er eigentlich erzählen will. Dem hilft er ab, indem er beschließt, einen frühen Roman eines Nachbarn neu und natürlich besser zu schreiben. Aber nicht als Roman, sondern als Tagebuch, was angesichts der zu erzählenden Geschichte – ein Bauchredner ermordet einen Barbier aus Sevilla in Lissabon – keine kleine Herausforderung ist.

Enrique Vila-Matas, unbestritten einer der bedeutendsten spanischen Autoren der Gegenwart, lässt uns an den literarischen Bemühungen von Mac teilhaben und ignoriert, wie auch in früheren Romanen, ebenso beherzt wie fröhlich die goldene Regel, die besagt, dass nichts Langweiligeres ist, als über das Schreiben zu schreiben. Wie er seinen talentfreien, aber belebten Protagonisten die Weltliteratur missverstehen lässt, ist dabei ein ganz besonderes Vergnügen. Aber auch ohne vertiefte Kenntnisse der Literaturgeschichte ist »Mac und sein Zwiespalt« köstlicher Lesestoff. ■

Holger Ehling

Die Suche nach dem (richtigen) Wort

Eine elegant konstruierte Doppelbödigkeit zeigt die außergewöhnliche Nähe von Autor und Sujet.



▲ Enrique Vila-Matas
Mac und sein Zwiespalt
Ü: Petra Strien-Bourmer
Wallstein, 308 S.

Die Beziehung von Jules und Edmond Goncourt war so eng, dass die engsten Freunde glaubten, sie schliefen im selben Bett. Die Brüder teilten sich »Haus, Gedanken, Arbeit, Geliebte« und waren überzeugt, dass ihr Name überleben würde, mit dem Literaturpreis »Prix Goncourt« tut er das. Im wichtigsten zu zweit verfassten Roman »Germinie Lacerteux« (1865) verarbeiteten sie das geheime parallele Leben der verstorbenen Haushälterin zu einem »Anschauungsmaterial im Museum der menschlichen Niedertracht«, sie kamen ihr literarisch damit näher als je im richtigen Leben.

Alain Claude Sulzer macht nun Ähnliches mit den Goncourts: Bei einem Froschschenkelessen fallen Edmond erste Symptome des sprachlichen Verfalls seines jüngeren Bruders auf. Die Krankheit ist Spätfolge eines Bordellbesuchs, Jules wird daran, nicht einmal 40 Jahre alt, zugrunde gehen. Edmond setzt das gemeinsam begonnene Tagebuch, Sulzers wichtigste Quelle, noch 25 Jahre fort. Mit seiner wunderbaren Sprache, die manchmal lärmt wie spielende Kinder, lüsterne Blicke der Strelitzie wahrnimmt oder die grüne Erde wie einen sich endlos erstreckenden Friedhof betrachtet – feindliche Natur! –, eignet er sich Leben und Zeit der Goncourts, Jules letzte Jahre an. Gemeinsamkeiten von Autor und Protagonisten wie die Freude am Essen, am Genuss sind deutlich zu spüren, nur die Liebe zur Musik – die Brüder verabscheuen sie – bleibt einseitig. Le Figaro nannte »Doppelleben« treffend »tombeau littéraire« – eine Hommage an das gesamte Jahrhundert! ■

Maria Leitner

Was man ignoriert, existiert weiter

Auf der Bühne erschafft Lasker-Berlin Bilder der Gewalt, nun aus Text ein Video.

Wenn Amanda Lasker-Berlin sagt, sie schreibe über Themen, »die ich nicht verstehe«, mag man das der Vielseitigen fast nicht glauben. Sie malt, führt Regie, schreibt Romane, Opernlibretti und Theaterstücke, und recherchiert nebenbei über die queere Malerin Otilie Roederstein (1859–1937). »Sich die Welt aneignen«, das begann schon früh durch Bachmann, Beauvoir und Herta Müller.

Mit ihrem neuen Buch ist der jungen Autorin stilistisch etwas Besonderes gelungen: Vier Menschen, vier Leben, nebeneinander abgespielt wie auf einer Videowand. Die Zuschauer/innen steigen ein, ohne dass jemand zuvor die Stopp-Taste gedrückt hätte. Deshalb findet man sich nicht sofort zurecht: Verlässt Mirjam soeben Achura oder verweist sie? Wovor ist Paul auf der Flucht? Hat Achura auf der Parteiversammlung etwas Falsches gesagt? Was ist mit der kleinen bandagierten Spes los? Klar ist nur, alle vier



▲ Alain Claude Sulzer
Doppelleben
Galiani, 304 S.

kommen nicht mit der Situation zurecht. Allmählich kristallisieren sich ihre Probleme heraus und damit die Themen, die jedem einzelnen Bild zuzuschreiben sind: Faktenfälschung, Selbstverletzung, Stammzellen, Transgender, die verheerende Explosion in Beirut, der Einfluss von politischem und beruflichem Engagement auf das Zusammenleben. Lapidare Kapitelüberschriften – Aufbrechen, Explodieren, Vernarben – und deren schlichte Unterteilung in »Tag« bzw. »Nacht« verstärken den visuellen Effekt des Textes, jedes »Video« hat seinen eigenen Rhythmus und Ton. Bemerkenswert. Wie es ausgeht? Wird nicht verraten. ■



▲ Amanda Lasker-Berlin
Spes heißt Hoffnung
FVA, 256 S.

■

Maria Leitner

Von kompromissloser Verweigerung

Elena Medel untersucht in »Die Wunder« die subversiven Kräfte der Unsichtbaren.

Madrid, im Jahr 2018: Als Alicia im Trubel des feministischen Protests auf den Straßen der spanischen Hauptstadt gefährlich stürzt, wird sie von María mit einer energischen Handbewegung gerettet. Nur für diesen einen kurzen Moment überschneiden sich die Wege der beiden unterschiedlichen Frauen, deren Lebensgeschichten stärker miteinander verwoben sind, als sie es ahnen könnten. Rund um diese zufällige Begegnung, die bestimmt das schönste der vielen kleinen Wunder in diesem Romandebüt ist, entfaltet Elena Medel behutsam die Persönlichkeiten ihrer Protagonistinnen vor dem Hintergrund der spanischen Zeitgeschichte der letzten fünfzig Jahre. Dass für die doppelt benachteiligten Frauen der Arbeiter/innenschicht kein Platz im gesellschaftlichen Gefüge vorgesehen ist, verarbeitet Medel in den allmählich bis zur Schmerzhaftigkeit gesteigerten Hauptmotiven des Schweigens und der Unsichtbarkeit. Stilistisch untermauert werden diese durch die alternierenden und somit den Lesefluss brüsk unterbrechenden Kapiteln, die sich mal der jüngeren, mal der älteren Frau annehmen und sich erst am Ende mosaikhafte zu einem Ganzen fügen. Während die Auswirkungen der alltäglich erlebten strukturellen Gewalt in Schilderungen von Mangel, Ohnmacht und Aussichtslosigkeit durchexerziert werden, könnte man beinahe übersehen, dass Alicia und María schon längst ihre Bewältigungsstrategien gefunden und sich, aus ihrer Verborgenheit heraus, Handlungsspielräume geschaffen haben. Elena Medels poetische Entwicklungsgeschichte liegt nun in anregender Übersetzung von Susanne Lange im Suhrkamp Verlag vor. ■

Susanne Rettenwander

Street Credibility

Behzad Karim Khani legt ein Debüt vor, das Härte vor-schützt.

Der Sound der Straße – wie klingt der eigentlich? Bei Behzad Karim Khani, selbst in den 80ern aus dem Iran nach Deutschland gekommen, klingt er hart, hart und melancholisch zugleich. In sehr kurzen, episodenhaften Kapiteln erzählt Karim Khani die Geschichte von Vater Jamshid, der mit seinen Söhnen nach dem Tod der Mutter in der Iranischen Revolution nach Deutschland kommt und von Sohn Saam, erst als Kind, später als gewalttätiger Gefängnisinsasse. Während der erste Teil vom Ankommen in Deutschland handelt, von Behörden, die euphemistisch die »Anliegen« der Asylwerber/innen bearbeiten (oder auch nicht) und in dem die »Lustlosigkeit eines Gottes, von dem viele Bewohner des Viertels dachten, er würde existieren« über den Seiten hängt, während der erste Teil also die Wut Saams in zurückgenommener, bedächtiger Sprache nach und nach auf-sammelt, ist der zweite Teil von Gewalt und Radikalisierung geprägt. Saam wacht als Kind auf, legt sich als Mann schlafen und nichts ist wie vorher, obwohl doch wieder alles wie vorher ist. Es sind die Analogien, die den

Text atmen lassen. Als wäre mit seinen zum Teil oft absurden eingestreuten Bildern die Hässlichkeit der Geschichte wiedergutzumachen: Das Ritual, das auf einen Höflichkeitsbesuch vorbeischnit oder eine Liebe, die sich aus Angst und Lust ergibt. Wenn auch immer wieder mal ein paar Kurven in diesem Debüt zu eng genommen sind, manchmal die Stringenz fehlt, so ist es ein klingender, fantasievoll gezeichneter Roman, der über die bloße Handlung weit hinausgeht. ■

Katia Schwingshandl



▲ Elena Medel
Die Wunder
Ü: Susanne Lange
Suhrkamp, 250 S.



▲ Behzad Karim Khani
Hund Wolf Schakal
Hanser Berlin,
288 S.

Was wir zu verlieren haben



192 Seiten · Gebunden · € 22,70 [A] · Auch als E-Book

Eine Frau lebt auf einer tropischen Insel. Berichtartig gibt sie Auskunft über unheimliche Dinge, die plötzlich passieren. Bäume, die sich schwarz färben und massenhaft tote Fische am Strand. Und in ihr wächst die Angst vor denen, die im Norden der Insel leben. Sie baut ihr Haus zu einer Festung aus, ständig gefasst auf den Angriff ihrer Feinde. Eine hochspannende Parabel.

AN DEN RÄNDERN DER WELT

Vom Verschwinden und Davonlaufen, von der Unmöglichkeit und Utopie der Liebe und vom Fortbestehen der Sehnsucht erzählt Norbert Gstrein in seinem Roman »Vier Tage, drei Nächte«. Großartig!

VON DAGMAR KAINDL

Ein schwarzer Stier im frühen Augustschnee auf einer Weide in den Tiroler Bergen. Unbeeindruckt vom Treiben ringsum, unbezwingbar in seiner Virilität, ein prachtvoller Götze und dennoch fremd und einsam in seiner Schwärze.

In seinem neuen Roman beschwört Norbert Gstrein, 61, Bilder von mythologischer Wucht und Tiefe. »Vier Tage, drei Nächte« ist ein brillanter Wurf von beißender Ironie und großer Traurigkeit, flirrender Schönheit und kunstvollem Eigensinn. Ein Zeit und Raum überbrückender, dabei in unserer heutigen Lebensrealität verorteter Roman und zugleich auch ein höchst privates Kammerspiel.

Den Stier, der es aufs Cover geschafft hat, erzählt Gstrein, hat es in seiner Kindheit wirklich gegeben (so wie auch den Schnee im August). Er hieß Nil wie im Buch und fungiert dort als eine Art Initiations- und Sehnsuchtssymbol für den Ich-Erzähler Elias, für den Euphorie und Angst sehr nahe beieinander liegen. »Die Liebe zu seiner Schwester lässt ihn auseinanderfallen«, zitiert Gstrein den Bonnie-Tyler-Klassiker »Total Eclipse of the Heart«. Und das könne man nicht nur als etwas Beklagenswertes, sondern als etwas Triumphales empfinden.

Den Traum vom selber Fliegen musste Elias aufgrund seiner Panikattacken aufgeben. Aber als Flugbegleiter hat er später viel Zeit in der Luft verbracht. Nun hängt er nicht nur infolge der Pandemie in der Luft und zieht nach Berlin zu seiner Schwester Ines, an die ihn ein dunkles Geheimnis und frühe Schuld binden.

Über die Umstände ihrer Verwandtschaft wurden sie lange im Unwissen gelassen: Ihr gemeinsamer Vater, ein Hotelier in Tirol (der von dort aus das Virus über halb Europa verbreitet hat) schwängerte seinerzeit im Abstand von nur wenigen Monaten zwei Frauen – Elias' und Ines' Mütter. Die Konstruktion fast eines Zwillingspaars, die Geschwisterliebe – auch das hat mythologische Dimensionen. Darf man die beiden – Elias und Ines – als zwei Seiten einer (selbstzerstörerischen) Person begreifen? »Das kann man gewiss. Ich habe schon lange die Sehnsucht gehabt, mir eine solche Schwester herbeizuerzählen, die vielleicht noch eine Spur verrückter ist, als es die Ich-Erzähler meiner letzten Romane sind und als es insbesondere der Erzähler dieses Romans ist. Wenn ich mir vorzustellen versucht habe, welche Figuren in der Literatur ich gern kennenlernen würde, waren es immer solche Figuren, Figuren, die natürlich aus der Realität kommen, aber auch aus dem Mythos.«

Keiner, glaubt Elias, hat Ines je so geliebt wie er, seit er zum ersten Mal einen Blick auf die damals Sechsjährige geworfen hat. Und keiner von Ines' Liebhabern, der später nicht in Elias' Armen landet oder auf mysteriöse Weise zu Sturz kommt: Solche Passagen sind von der Qualität der großen Patricia Highsmith und tragen doch die Züge Gstrein'scher Vexierspiele. Und als es Elias ernst wird mit Carl, reißt Ines einen Abgrund zwischen sie.

Westlicher Zynismus: Kaum dass sie sich ihre zweite Impfung erdrängelt hat, fährt Ines an die Küste Siziliens,

Foto: Norbert Gstrein © Oliver Wolf

◀ Der 1961 in Tirol geborene, in Hamburg lebende **Norbert Gstrein** ist einer der bedeutendsten deutschsprachigen Autoren unserer Zeit. 1988 erschien sein vielbeachtetes Debüt »Einer«. Es folgten u. a. die Romane »Die englischen Jahre« über die Zweifelhaftigkeit der Wahrheit, »Das Handwerk des Tötens« sowie »Eine Ahnung vom Anfang«. Seine vorigen drei Romane »Die kommenden Jahre«, »Als ich jung war« und »Der letzte Jakob« markieren einen neuen Höhepunkt in seinem Schaffen – wie auch der aktuelle. 2021 wurde er mit dem Thomas-Mann-Preis ausgezeichnet.



▶ Norbert Gstrein
Vier Tage,
drei Nächte
Hanser, 352 S.



der Hochburg der Flüchtlingstragödie. Für den Roman, an dem sie dort schreibt, bedient sie sich der Geschichte Carls: Weiß sie gar, welches Leid sie damit auslöst? Carl, »über dessen Aussehen man fast bis zum Ende nicht viel mehr erfährt, als dass er sehr helle Augen hat« und der offenbar der Sohn eines Afroamerikaner und einer Schwäbin ist.

Ist die Dreiecksgeschichte – zwei Männer (einer von ihnen ein Schwarzer), eine Frau, die sich für alles andere als Rassisten halten, nur um am Ende an ihren Vorsätzen zu scheitern – womöglich selbst fragwürdig? Großartig der Showdown am Ortsbrunnen, der mehr zum Thema beiträgt als jede theoretische Diskussion.

Welche Arten von Rassismen tragen wir in uns? Wie aufgeklärt sind wir wirklich? Wie wichtig ist »korrekte«, inklusive Sprache? »Wir können froh sein, dass Bewegung ins Gespräch gekommen ist bzw. dass es das Gespräch überhaupt gibt und wir plötzlich über Prämissen nachdenken, die wir als selbstverständlich genommen haben, die aber nicht selbstverständlich sind.« Es gibt ein Kapitel im Buch, das auf Englisch geschrieben ist, weil einer der Protagonisten sie wahrhaftig erzählen will: »Haben wir uns da einer kulturellen Aneignung schuldig gemacht, oder habe ich umgekehrt einem, der Englisch spricht, eine Stimme gegeben? Oder zeigt das vor allem, wie weit über das Ziel hinauschießend diese Diskussionen um kulturelle Aneignung häufig sind? Vielleicht ist es eher so, dass Kultur, zumal ab einer gewissen Entwicklung, immer auch kulturelle Aneignung mitbedeutet und dass wir glücklich darüber sein sollten, glücklich über den Austausch.«

Wenn nichts mehr hält: Um Identitäts- und Sinnkrisen, unzuverlässige Erzähler und zweifelhafte Wahrheiten, alte Schulden und Scham, Misogynie und Rassismus, das Verschwinden der Gletscher und aller Gewissheiten kreisten schon seine vorherigen drei Romane »Die kommenden Jahre«, »Als ich jung war« und »Der zweite Jakob« – alle große Literatur. Und nun also der Mythos der romantischen Liebe.

»Sie machen weite Bewegungen hinaus in die Welt, aber wenn sie in den Spiegel blicken, blickt ihnen kein anderer entgegen, sondern immer nur sie selbst.«

—
Norbert Gstrein

Existieren wir nur im, durch den Blick der anderen? Wie schützen wir das, was wir lieben? »Vier Tage, drei Nächte« dauert nicht nur die traditionelle Preseason-Sause von Elias' und Ines' Vater, der sein Haus trotz neuerlichen Lockdowns öffnet (und unter großem medialem Getöse wieder schließen muss). »Vier Tage, drei Nächte« sind es noch bis zum Ende des Corona-Jahres 2020, in denen Elias, Ines und Carl einander frei nach Boccaccios »Decamerone« die traurigen Geschichten ihrer ersten Liebe erzählen – nicht ohne sich davor darüber verständigt zu haben, »dass es Liebe in diesem Sinn eigentlich gar nicht mehr gibt, und natürlich ist das traurig. Wenn es stimmt, dass es sie nicht mehr gibt, ist aber auf jeden Fall ihre Sehnsucht intakt, es gäbe sie noch.« Sie könnten sich diese Desillusionierung selbst zugezogen haben oder Lesende der Soziologin Eva Illouz sein, die sich mit den Auswirkungen von Konsum und Kapitalismus auf unser Gefühls- und Liebesleben befasst, »und irgendwo bin dann da wieder auch ich«.

Das Spiel mit der eigenen Biografie, mit Fakten und Fiktion ist Bestandteil vieler Romane des im Ötztaler Bergsteigerdorf Vent als Sohn eines Hoteliers aufgewachsenen, in Hamburg lebenden Gstrein. Wird man die eigene Kindheit, die Herkunft nie los? Welche Dämonen, welche Schrecknisse bannt Norbert Gstrein schreibenderweise? »Ich lade die Figuren mit einer spezifischen Verrücktheit auf, die gar nicht unbedingt direkt aus meiner Biografie, aber im weiteren Sinn aus meiner Herkunft kommt, und lasse sie auf die Welt los. Es sind Hoteliersssöhne mit sehr dominanten Vätern, und ich schaue ihnen zu und denke, der und der könnte ich auch sein oder bin ich vielleicht sogar oder muss ich nicht sein. Sie machen weite Bewegungen hinaus in die Welt, aber wenn sie in den Spiegel blicken, blickt ihnen kein anderer entgegen, sondern immer nur sie selbst. Dafür, dass man die Herkunft nicht los wird, sorgen im Zweifelsfall schon die anderen, die einen daran erinnern, wer man ist oder wer man für sie sein soll, wenn man es vielleicht fast schon vergessen hat, und mit dem Schreiben kann man Dutzende von Spuren und Fährten legen, die meisten davon falsch, und sie gleichzeitig wieder verwischen.«

Gibt es, trotz allem, auf Erden Schöneres, als ein Mensch zu sein? Was hat der Mensch den Göttern voraus? Die Sehnsucht bleibt, damals wie heute. »Vier Tage, drei Nächte« ist der vielleicht verrückteste, traurigste, aber auch tröstlichste Gstrein bisher. Ein Buch voller Verschwindens-, Auslöschungs- und Davonlaufenswünsche – wie maßgefertigt für unsere Zeit und doch weit darüber hinausweisend. Glasklar, präzise, abgründig und mit ungeheuer schönen, starken Bildern, die noch lange fortleben. ■

▶ Das Interview mit Norbert Gstrein über »Isidor« zum Nachlesen auf buchkultur.net



Mehr als nur Liebeskummer auf Koks

Finn Jobs »Hinterher« ist ein Stacheltext im Kulturrelativismusfleisch.

»Ich würde nie jemandem zu Drogen, Alkohol, Gewalt oder Wahnsinn raten, aber für mich haben diese Dinge immer funktioniert«, hat Hunter S. Thompson einmal gesagt. Ähnlich gilt dies auch für den schwulen Protagonisten Boy im Debütroman »Hinterher« des in Hannover geborenen und in Berlin lebenden Schriftstellers Finn Job, Jahrgang 1995. Ich-Erzähler Boy kündigt den Job, als sein reicher Bekannter Francesco ihn nach Frankreich einlädt. Bereits auf der Fahrt wird heftig gekokst. Francesco hält sich für einen Künstler und möchte eine Kapelle von innen mit Spiegel folie versehen – ein »umgekehrter Christo«. Boy soll mithelfen, stattdessen versucht er mit seiner inneren Leere zurechtzukommen. Seit seine große Liebe Chaim Berlin verlassen hat, ist er orientierungslos, depressiv.

Ein weiteres Hinterher markiert sein Leben, als er und Chaim in Berlin-Neukölln von homophoben, gewaltbereiten jungen Muslimen angegriffen werden. Als sie sich retten, bezeichnet Boy sie als Ärger als »elendiges Pack«. Bei seiner linken Druffi-Clique ein No-Go. Erst hier wird der Text äußerst interessant: Er zeigt sehr genau, wie aufklärerische Werte durch ein kulturrelativistisches Milieu verschoben werden: Homophobie wird absurderweise damit begründet, dass küssende Männer Gefühle von Muslimen verletzen würden. Dennoch ist es kein Text à la Monika Maron, da Autor Job klug differenziert. Eher reiht er sich bei Autor/innen wie Pola Oloixarac ein, die zu Recht auf Missstände bei Progressivmeinenden hinweist. ■



▲ Finn Job
Hinterher
Wagenbach,
192 S.



▲ Gusel Jachina
Wo vielleicht das
Leben wartet
Ü: Helmut
Ettinger
Aufbau, 592 S.

Krieg im Herzen

»Wo vielleicht das Leben wartet«: Gusel Jachinas Roman über Menschlichkeit in Not

Oktober 1923. Kasan, Sowjetunion, nach dem blutigen Bürgerkrieg. Das gesamte Land ist verelendet, hungert. Der Zugführer Dejew, weichherzig, tatkräftig, pragmatisch (»Wenn es um andere geht, werde ich zum Tier!«), soll mit einem Sanitätszug einen fünfhundertköpfigen Kindertransport via Taschkent nach Samarkand bringen. Es sind Ausgesetzte, zwischen einem Jahr und zehn Jahren jung, Straßenkinder, Vollwaisen, Ausgehungerte, Kranke, Moribunde, Bettlägerige, alle in Lumpen gekleidet. Dazu ein alter Feldscher, ein Koch, der kein Russisch spricht, einige unerfahrene Betreuerinnen. Und die Kinderkommissarin Belaja, die Sensibilität unter Härte versteckt. Eine Fahrt von sechs Wochen, die Verpflegung reicht für drei Tage. Es ist eine Fahrt durch den Krieg, Bürgerkrieg, Bandenkrieg, den der Kommunisten gegen die Bevölkerung. Jeder trägt den Krieg im Herzen. Nur Dejew nicht, er will seine Kinder retten.

Abenteuer. Suche nach Essen. Kosaken. Die Steppe, Krankheit und Hoffnung. Das ist über weite Strecken mit mitreißender Emphase erzählt, teils drastisch, auch hochexpressiv, manchmal krude surrealistisch. Bei winzigen Details fällt Jachina, das kennt man schon aus den beiden Romanen »Suleika öffnet die Augen« und »Wolgakinder« der 1977 geborenen, heute in Moskau lebenden tatarischen Autorin, in sachten Kitsch. Doch das verblasst angesichts zahlreicher starker, überwältigender Szenen, in denen Menschlichkeit und Empathie ebenso plastisch und eindringlich geschildert werden wie Not und Hunger. ■

Angelo Algieri

Alexander Kluy



Was sie erzählt, ist schlimm.
Doch was sie verschweigt,
ist schrecklich.

Gytha Lodge bringt Sie
um den Schlaf!

Hoffmann und Campe





Dort, wo es brennt

Ein wuchtiges, unheimliches Debüt zwischen Klimakrise und persönlicher Geschichte

Die Temperatur übersteigt die 40 Grad regelmäßig, der Wald brennt, Tiere sterben, Trockenheit liegt in der Luft und Rauchschwaden hüllen sich über alles. Doch trotz aller Ausgangswarnungen, Klimaprotestaktionen und Gesichtsmasken geht das Leben weiter an dem ehemaligen Kurort, an den schon lange keine Gäste mehr kommen. Zumindest für jene Bewohner/innen, die geblieben sind. Iris führt das mittlerweile leere Familienhotel, während die Feuer im Wald nebenan seit Monaten lodern.

Als eine Mutter Anfang dreißig mit ihrer jungen Tochter ein Zimmer mietet, kündigt sich Abwechslung an. Iris kann es nicht übersehen: Vieles wirkt eigenartig an den beiden Besucherinnen. Sie scheinen vor jemandem oder etwas wegelaufen zu sein, aber warum ausgerechnet an diesen Ort? Wieso läuft das Mädchen immer wieder alleine im Wald herum? Wer sind die beiden? Je länger Mutter und Tochter bleiben, umso näher kommen die Frauen einander und entdecken immer mehr Parallelen in ihren Lebensgeschichten. Nur die Unsicherheit bleibt.

Die im wahrsten Sinne des Wortes aufgeheizte Stimmung zieht Franziska Gänslers ge- konnt durch ihren Debütroman. Klimageschichte, Beziehungen, Einsamkeit und psychische Gesundheit werden geschickt verknüpft, brennende gesellschaftliche Fragen auf kluge Weise gestellt und beleuchtet. Warum bleiben wir, warum gehen wir, welche Motivation braucht es für Veränderung? Es gibt Bücher, die noch lange nachhallen, über die man sich nach der Lektüre austauschen möchte: »Ewig Sommer« ist so eines. ■

Teresa Preis

Lauter gute Wesen

In »Tage in Vitopia« kommen Menschen und Tiere zusammen, um die Erde zu retten.

Ulla Hahn, Jahrgang 1945, wurde als Lyrikerin berühmt, ein vierbändiger Romanzyklus, erschienen von 2001 bis 2017, trägt autobiografische Züge. Und nun eine Geschichte, »deren Handlung ausschließlich von guten Wesen getragen ist«, die von einem Eichhörnchen erzählt. Da gehört Mut dazu! Menschen und Tiere können einander via Translator verstehen und Windmails und Wolken-SMS-Nachrichten austauschen. Ausgehend von den konkreten Demos im Hamburger Forst, machen sich die »Humanimals« – also Menschen und Tiere

– auf die Reise nach Vitopia, um der globalen Umweltzerstörung und dem Klimawandel Einhalt zu gebieten. Ihr Ziel ist es, im Theater von Epidauros auf dem Peloponnes in einer gigantischen Show den gemeinsamen Lebensraum Erde zu erhalten. Dort treten alle großen Namen aus Vergangenheit (einer für alle: Thomas Morus, der Schöpfer der »Utopia«), Gegenwart

und ja, auch aus der Zukunft, auf, um »Friede miteinander und Freude aneinander« zu haben. Getragen wird das alles von einem einzigen positiven Hochgefühl: Paradiesische Natur, Lyrik und Musik tun das ihre dazu. Die konkrete Feuerwalze von Euböa aus dem Jahr 2021 löst »überwältigende Solidaritätsbezeugungen der Konferenzteilnehmer aus.« Die negativen Erkenntnisse, um die in ähnlichen Narrativen Orwell in seiner »Konferenz der Tiere« oder George Saunders in »Fuchs 8« nicht herumkommen, blendet Ulla Hahn aus. Sie will das Gute und verteidigt es mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln. Man will ihr so gerne glauben. ■

Konrad Holzer

Utopie. Scheitern. Hoffnung.

Pulsbeschleunigende Lektüre: Die Autorin verschneidet informativ und spannend Dystopie mit Gründungsmythos.

Der Traum von der Unabhängigkeit, was immer sie als Grundtenor auch implizieren mag, begleitet Gruppen von Menschen seit sich moderne Gemeinschaften organisiert haben, trotz der sozialen und ökonomischen Abmachungen untereinander – oder gerade deswegen. Aus autarken Selbstversorgerkommunen, hier und da mit dem Anspruch, als Staat mit eigener Währung und eigener Gerichtsbarkeit anerkannt zu werden, wurde allerdings meist ein Desaster, auch wenn die Gründer/innen ursprünglich von hehren Motiven ausgegangen sein mögen.

Auch das Projekt »Seestatt«, das Theresia Enzensberger als schwimmende Rettungsinsel angesichts eines verwüsteten, ausgebluteten Europas in der Ostsee ansiedelt, entgeht dem schleichenden Abbröckeln nicht. Aus dem Projekt, das von Nachhaltigkeit, gelebter Demokratie und völliger Loslösung vom Festland sprach, wurde im Lauf eines Jahrzehnts eine Überwachungs- und Bspitzelungsinsel, die der Elite Privilegien bietet und die Mitarbeiter/innen, zuständig für die niederen Dienste, schamlos ausbeutet, wobei das System sich der Mittel von Zuhältern bedient: Die Schulden für Transport, Kost und Unterbringung, welche die Mitarbeiter/innen angehäuft haben, können über den schmalen Lohn niemals abbezahlt werden.

Yada ist die Tochter des Seestatt-Gründers und kurz vor ihrem achtzehnten Geburtstag bekommt ihre isolierte Inselwelt, in der sie ihr bisheriges Leben verbracht hat, massive Sprünge, auch wenn sie sich eine Welt, die nicht von algendurchsetztem Meer umgeben ist, nicht vorstellen kann. Noch nicht. Voller überraschender Wendungen und mit einem kritischen Blick auf Heilsversprechungen bietet dieser Roman Stoff für Diskurs. ■

Sylvia Treudl



▲ Franziska Gänslers
Ewig Sommer
Kein & Aber,
208 S.



▲ Ulla Hahn
Tage in Vitopia
Penguin, 256 S.
ET: 31. August
2022



▲ Theresia Enzensberger
Auf See
Hanser, 272 S.

**HOCHSPANNEND
UND
BRANDAKTUELL**



Ein spektakuläres Verbrechen
und die Frage:
Wie weit darf man für die
Gerechtigkeit gehen?

Gewinnspiel
und weitere Infos unter:
piper.de/politthriller

PIPER So vielseitig wie unsere Leser.

L I T E R A T U R



▲ Baret Magarian
**Die Erfindung der
Wirklichkeit**
Ü: Cathrine
Hornung
Folio, 480 S.

Eine phantastische Parallelwirklichkeit

Baret Magarian, englischer Autor armenischer Abstammung, bringt heftige Bewegung ins gepflegte London.

VON KONRAD HOLZER

Es beginnt damit, dass der bekannte Schriftsteller Daniel Bloch eine Geschichte über seinen jungen Freund Oscar Babel schreiben will, um den einfach aus seiner Lethargie zu wecken. Ruhig, mit geschliffenen Dialogen, die von Oscar Wilde stammen könnten, beginnt der Roman. Der Schauplatz ist also London, vorerst nur ein gepflegtes Arbeitszimmer, später ein Blumengeschäft, dann wird die Szenerie immer abwechslungsreicher: Kinovorführäume, Bars und Telefonzellen, Klosterbibliotheken bis hin zu einem Fin-de-Siècle-Bordell.

Die Geschichte beginnt aus dem Ruder zu laufen. Das was Daniel erfindet, wird in Oscars Leben Wirklichkeit und beider Autor, Baret Magarian, tut sich keinen Zwang mehr an, holt sein Personal aus allen Londoner Schichten und gießt über all das, es sind auch viele Maler/innen darunter, intensiv und wunderschön seinen Farbtopf aus. Aus den anfänglichen Stillleben werden Tagträume, Absenzen und Halluzinationen, in ein brennendes Haus lässt er noch den Blitz einschlagen, ein orgiastischer Massenexzess schwappt über alles drüber.

Dazwischen gibt es ruhige Stellen mit Beethoven, Chopin und Tristan und auch die lang ersehnte Liebesszene, bevor der eine wieder Geschmack am Leben findet und der andere zu »einem strudelnden Fleck im Nichts« wird. Atemlos bewundert man die Leistung der Übersetzerin. ■

Foto: Baret Magarian © privat

Buchkultur



APOKALYPSE MIT GEFÜHL

lich und ungeschmückt in einer Weise, die anfangs Bestürzung hervorrufen kann. Schrittweise stellt sie mögliche Aspekte von Mutterschaft dar, die wenige auszusprechen wagen: die emotionale Entfernung, die Leda Zeno gegenüber verspürt, der zufällig als Fremder in ihrem Bauch gelandet ist und nicht danach gefragt hat, hier zu sein; das Aufopfern der eigenen Identität. Als Leda schließlich eine, ihrer Meinung nach, wichtige Fähigkeit des Mutterseins ausübt, nämlich im richtigen Augenblick zu verschwinden, landen wir als Leser/innen im Kopf von Katt, die in Zenos Leben tritt und verzaubert wird von dem Jungen, der ihr mit rätselhafter Weisheit die Welt erklärt. Denn Zeno sieht die Wunder noch, von denen alle anderen glauben, sie wären längst verschwunden.

Zentral im Leben der Protagonist/innen in den Marschen ist ein launischer, oft bedrohlicher Fluss, den die 33-jährige, kürzlich für den Ingeborg Bachmann-Preis nominierte Schriftstellerin und Drehbuchautorin wohl erschaffen hat, weil es ihr, wie sie in einem Interview erzählt, leichter fällt, ihre Gedanken in Bewegung zu bringen, wenn ein fließendes Gewässer vor ihrem Fenster strömt. Wenn sie sich bedroht fühlt, ist das Schreiben ihr erster Impuls zur Selbstverteidigung – und eine der bedrohlichsten Entwicklungen unserer Zeit ist sicherlich die sich kontinuierlich verschärfende Klimakatastrophe, mit der sich die Autorin in »Diese ganzen belanglosen Wunder« literarisch auseinandersetzt. Leona Stahlmann schafft es, erschreckende Perspektiven wie den Untergang Venedigs in derart poetische Sprache zu verpacken, dass sie träumerisch und phantastisch wirken, wie ein Gemälde, das man bewundert, dessen Elemente man im echten Leben jedoch nicht erwarten würde, weil die verbalen Pinselstriche zu surreal wirken. Neben zynischen



▲ Leona Stahlmann
Diese ganzen belanglosen Wunder
dtv, 400 S.

Am Rande des Weltuntergangs suchen drei Menschen nach Wundern: Geschick verbindet Leona Stahlmann poetische Naturbeschreibungen mit pffiger Gesellschaftskritik.

— VON SASKIA PACHER

In einer Zeit von Wetterextremen und Aussichtslosigkeit, in der die Menschen nachts vor verheerenden Feuern fliehen und sich tagsüber für Sauerteigbrot beim Bäcker anstellen, lebt der zwölfjährige Zeno mit seiner Mutter Leda. Die beiden haben sich eine Existenz in den »Salzmarschen« – einem Bodentypus vor den Deichen – aufgebaut, in denen sie ihrem eigenen Rhythmus folgen, abseits der Städte und der Verdrängungslogik einer Gesellschaft, deren Mitglieder in Seifenblasen aus bunten Bildschirmen, Barfußturnschuhen und Erbsenprotein dahinleben. Mit der Zeit fällt Leda jedoch in immer bodenlosere Abgründe aus Langeweile und Schuldgefühlen, aus denen heraus sie ihrem Sohn keine Beständigkeit mehr bieten kann und es nicht mehr erträgt, ihm beim Heranwachsen auf einem Planeten, der von ihr und allen anderen im Stich gelassen wurde, zuzusehen. Leona Stahlmanns Schilderungen über das Muttersein sind mutig und roh, ehr-

Kommentaren über Krisenmomente, in denen mehr Brot gebacken wird, anstatt aktiv etwas zu unternehmen, schildert sie die Gedankengänge ihrer Protagonist/innen, die uns womöglich selbst allen sehr bekannt vorkommen: Es wird nicht uns erwischt, nur die anderen. Und was kann eine/r allein schon ausrichten?

Auch wenn man einige der sich über viele Zeilen erstreckenden, bildlich gehaltvollen Sätze mehrmals lesen muss, um sie vollständig zu verstehen, tut man dies gerne, weil man jedes Detail aufsaugen und genießen will. »Diese ganzen belanglosen Wunder« ist demnach kein Roman, den man nebenbei in der Straßenbahn liest – er erfordert Ruhe und Aufmerksamkeit. Mit einer Tasse Kaffee oder Schwarztee ist man jedenfalls bereit für die bedrückende, aber mit Humor durchzogene, lyrische Reise, auf die Leona Stahlmann mit ihren Worten mitnimmt. ■

Anna Kim erzählt die bedrückende Geschichte von der Vermessung eines Menschen.

UNSERE KLEINE STADT

WELCOME TO WISCONSIN

— VON BARBARA KADLETZ

Rumpelt man mit der Wiener Straßenbahn Nummer 60 durch die Lainzer Straße Richtung Rodaun, dann ist man schon mittendrin in Anna Kims neuem Roman und das, obwohl er eigentlich in Green Bay, Wisconsin spielt. Dort wurde im Sommer 1953 Daniel Truttman geboren und von seiner jungen Mutter zur Adoption freigegeben. Aus minutiös geführten Protokollen der zuständigen Sachbearbeiterin erfahren wir vom Schicksal des Bubens, der aufgrund seines Aussehens beim Sozialdienst der Erzdiözese Green Bay den damals alarmierenden Verdacht erweckt, anders als von der Mutter angegeben, einen nicht »weißen« ethnischen Hintergrund zu haben.

Was nun folgt ist ein bedrückendes Zeugnis behördlicher Willkür zu Zeiten der »Rassentrennung« im mittleren Westen der USA. Daniels Akte erzählt von der manischen Beobachtung und Vermessung eines Babys, durchgeführt von einer Fürsorgerin, die ihr Handwerk unter dem Regime der Nationalsozialisten erlernt und nach dem zweiten Weltkrieg in den USA ungestört weiter praktiziert hat. Und sie erzählt von der systematischen Schikane einer jungen Mutter, die, weil sie die Identität und den ethnischen Hintergrund des Kindsvaters nicht preisgeben mochte, solange verfolgt und gedemütigt wurde, bis sie Arbeitsplatz und Wohnung, ja ihre gesamte Existenz verloren hatte. Das alles dafür, um in einer Geburtsurkunde auch in der Rubrik

»Rasse« einen Eintrag machen zu können.

Für die Rahmenhandlung des Romans schickt Anna Kim ihre Hauptprotagonistin, die Wiener Autorin Franziska, im Jahr 2013 ein Semester lang als Writer in Residence nach Green Bay und lässt sie auf Daniel Truttmans Ehefrau Joan stoßen. Diese glaubt in Franziska, Kind einer koreanischen Mutter und eines österreichischen Vaters, die ideale Person gefunden zu haben, um die Geschichte ihres Mannes aufzuschreiben und dessen leiblichen Vater aufzuspüren. Die einzige diesbezüglich verwertbare Spur führt dann ausgerechnet zurück nach Wien in den 13. Bezirk und während Franziska widerwillig mit der »Sechziger-Bim« durch die Straßen ihrer gut verdrängten Kindheit gondelt, wird sie sich nicht nur der Recherche zu Daniels Fall, sondern vor allem ihrer eigenen Familien- und Herkunftsgeschichte stellen müssen.

Nach Romanen über die verheerenden Folgen von Krieg und Kolonialismus gelingt der mehrfach preisgekrönten Autorin Anna Kim auch mit ihrer »Geschichte eines Kindes« ein Buch von höchster Aktualität und gesellschaftlicher Relevanz. Daniels Story sei ihr geschenkt worden, schreibt Kim im Vorwort ihres Buches, und schon nach einem kurzen Blick in die Akte sei ihr klar gewesen, dass sie »eine Geschichte in Händen hielt, die es nicht nur wert war

Foto: Anna Kim © Werner Geiger

◀ **Anna Kim**, geboren 1977 in Daejeon, Südkorea, zog 1979 nach Deutschland und lebt seit 1984 in Wien. Für ihr erzählerisches und essayistisches Werk, das sich durch starke politische Brisanz auszeichnet, erhielt sie zahlreiche Stipendien und Preise, darunter den Literaturpreis der Europäischen Union. Nach den beiden Romanen »Anatomie einer Nacht« und »Die große Heimkehr« legt sie mit »Geschichte eines Kindes« nun bei Suhrkamp ihren dritten Roman vor.



erzählt zu werden, sondern geradezu erzählt werden muss«. Auch wenn die Lektüre für ihr Lesepublikum schmerzhaft sein könnte, da die Vergangenheit, gerade was die Sprache betrifft, authentisch und ungeschönt dargestellt wird. Und auch auf die Gefahr hin, deswegen in einen Shitstorm zu geraten. Aber Anna Kim steht dem gelassen gegenüber, denn sie schreibe nicht, um zu verstören und zu verletzen, sondern »um jenen, die bereits verletzt, verstört sind, ihr Recht zurückzugeben, über den Schmerz zu bestimmen.« Außerdem sei sie nicht auf Social Media und erfahre von einem Shitstorm höchstens aus der Zeitung. Und angreifbar mache sie sich mit jedem Buch, ja sie würde sogar so weit gehen zu sagen, sie wolle sich gerne angreifbar machen. Denn, so die Autorin im Interview: »Ich würde es mir wünschen, wenn wir uns als Gesellschaft nicht hinter Schlagwörtern oder dummen Sprüchen verstecken würden. Wenn es ein echtes Gespräch gäbe, anstatt Streitereien um Verbote und Gebote.«

Leicht hat es sich Anna Kim in ihrer Textarbeit ohnehin noch nie gemacht. Wie schon bei den Vorgängerromanen, die allesamt brisante Themen behandelten, ist auch diesem Text eine lange und akribische Forschungsphase vorangegangen. Insgesamt fünf Jahre habe sie an der »Geschichte eines Kindes« gearbeitet, erzählt die Autorin. Das läge einerseits an der aufwändigen Recherche, da sie nicht schreiben könne, »ehe sie die Sache, ihr Thema, nicht richtig verstanden hätte«. Sie fühle sich außerstande einen Text zu verfassen, ohne zu wissen, welche Kreise das Thema zieht, wohin es führt und woher es kommt.

Aber auch die Suche nach dem richtigen Erzählton, einer angemessenen Sprache, kostet die präzise Stilistin viel Arbeitszeit, denn sie gönne sich den Luxus, einen Satz oder Absatz so oft umzubauen, bis er ihr gefällt. Diese »Umschreibe-Manie« führe dann eben dazu, dass sie an einem Buch wie diesem mehrere Jahre sitze. Auch Lesungen mache sie aus diesem Grund eher ungern, stoße sie doch beim Vorlesen ihres Textes immer wieder auf Wörter oder Sätze, die sie gerne noch einmal überarbeiten würde.

Anna Kims Selbstkritik in allen Ehren, dennoch muss hier eine ausdrückliche Empfehlung für die Lektüre dieses vielschichtigen Buches ausgesprochen werden. Die »Geschichte eines Kindes« ist ein beeindruckendes Leseerlebnis, in dem alles sitzt, vom Stil bis hin zur Dramaturgie des Plots. Daniel Truttmans Akte hätte in keine besseren schriftstellerischen Hände fallen können, ausgestattet mit dem nötigen Fingerspitzengefühl erzählt Anna Kim von Alltagsrassismus, den fatalen Folgen der Rasseneugenik der Nationalsozialist/innen, vom zähen Ringen eines Einzelnen um Zugehörigkeit und von Fragen nach der eigenen Identität ohne Zuschreibungen von außen. Es ist zu hoffen, dass »Geschichte eines Kindes« einer jener Romane sein wird, an denen in diesem Bücherherbst niemand vorbeikommen wird. ■



► Anna Kim
Geschichte
eines Kindes
Suhrkamp, 220 S.

Der gefeierte Roman über die enttäuschten Träume einer ganzen Generation.

Ausgezeichnet mit dem
Publikumspreis Premio
Campiello, über 100 000
verkaufte Exemplare.



Quartbuch. Gebunden mit Schutzumschlag
320 Seiten
€ 26,- / € (A) 26,80
ISBN 978 3 8031 3349 6
Auch als E-Book erhältlich

Ein berührender, zorniger Antibildungsroman

Wagenbach 
www.wagenbach.de

Redaktions- EMPFEHLUNGEN

* Von den
Nachtischen
der Buchkultur-
Redaktion



Katia Schwingshandl

Luz, Überlebender des Anschlages auf das Satiremagazin Charlie Hebdo, überträgt Teil 1 des Klassikers rund um den obdachlosen Musiknerd Vernon Subutex in eine Graphic Novel – genial!



◀ Luz,
Virginie Despentes
Vernon Subutex 1
Reprodukt, 304 S.



Thomas Ballhausen

Morgenroths kluge und anregende Studie erzählt anhand des Objekts Bleistift über die Konstellationen des Schreibens in der internationalen Literaturgeschichte.



◀ Claas
Morgenroth
Bleistiftliteratur
Brill Fink, 808 S.



Sylvia Treudl

Erbitterter italienisch-irischer Mafiakrieg auf Rhode Island Mitte der 1980er – nicht nur rasant, sondern auch anrührend erzählt. Mit klarer Haltung: *Make America trumpless again.*



◀ Don Winslow
City on Fire
Ü: Conny Lösch
HarperCollins, 400 S.



Hans-Dieter Grünefeld

Indem er seine Forscherkarriere im Kontext wissenschaftlicher Aneignung der Erkenntnisse vom »Licht« darstellt, gelingt dem französischen Physiker Serge Haroche eine durchaus verständliche Historie dieses existenziellen Sujets.



◀ Serge Haroche
Licht.
Eine Geschichte
Ü: Ursula Held
Klett-Cotta, 464 S.



Karoline Pilez

Mit gewohnter Verve und Witz führt Krausser wieder seine Feder, vermengt leichtfüßig Phantastisches mit Realem und erzählt von Liebe, Wehmut und Hingabe.



◀ Helmut
Krausser
**Wann das mit
Jeanne begann**
Piper, 384 S.

DIE HÜLLE UND DIE FÜLLE.

Immer wieder und immer wieder neu – besonders aber jetzt, wo es um die Planung dieses ersten von mir betreuten Heftes ging – stellte und stellt sich mir die Frage: Wie will Literatur in Szene gesetzt werden? Wie soll Literatur, die zu einem vertiefenden Diskurs anregen soll, für unser Publikum passgerecht aufbereitet werden? Nun, Buchkultur als solches, als Magazin, hat sich da ja praktischerweise schon festgelegt und beantwortet diese Frage simpel: Als Printmedium zelebriert es das Lesen der darin präsentierten Bücher mittels Lesen selbst. Texte über Texte.

Andere Medien stehen da oft vor größeren Herausforderungen: Literatur in Ton? Literatur im Bild? So zum Beispiel das Fernsehen, dem in dieser Hinsicht wirklich alle Möglichkeiten offenstehen. Das bedeutet aber auch: Mehr Platz, um sich zu verrennen.

Es ist ein wenig schade, dass der Bachmannwettbewerb zum Erscheinungszeitpunkt dieses Heftes bereits zwei Monate her ist, denn er eignet sich immer hervorragend dazu, das mediale Literaturgeschehen des Landes zu veranschaulichen. So etwas Ähnliches dürfte sich auch Sophie Passmann gedacht haben. Die »Tage der Deutschsprachigen Literatur«, wie sie seit Jörg Haider heißen, waren auch für sie die ideale Steilvorlage, um gegen das verstaubte österreichische »superlangweilige« Literaturfernsehen zu sticheln, wie eben nur Sophie Passmann sticheln kann. Klagenfurt eignete sich hervorragend, um in einem Artikel der ZEIT (noch bevor sie feministischen Unmut auf sich zog) die »verklemmte Lässigkeitspose« der Moderator/innen zu bekritteln, das »loungende« Publikum in seinen lahmen Strandstühlen durch den Kakao zu ziehen, die Autor/innen, zu bemitleiden, »die noch mit 40 als Nachwuchs behandelt werden«.

Klar: Sophie Passmann macht es sich ziemlich einfach, das durchschauen auch die Kommentare darunter problemlos. Statt der qualitativen Fülle, aus der diese Literaturveranstaltung (auch) besteht – die Jury(dis)positionen, Literatur(aus)richtungen, Geschmackfragen und Performances –, kritisiert sie die reine Hülle. Nicht nur ist die Annahme, dass eine Literatursendung wie diese mehr Zuseher/innen generierte, wenn daraus »besseres Fernsehen« würde (was auch immer das sein soll), herzlich und naiv, nein, ihr Artikel schlägt zudem genau in die Kerbe, für die sie bekannt

ist: Sophie Passmann verschafft sich Aufmerksamkeit, indem sie laut, provokant und ironisch ist. Aber: Muss auch eine Literatursendung laut, provokant und ironisch sein?

Mit dem anstehenden Fernsehformat in den USA, für das zurzeit fleißig gecastet wird, hätte Passmann wohl ihre größte Freude. Es liest sich quasi als Alternativveranstaltung zum Bachmannpreis und heißt: America's Next Great Author. Und nein, das ist kein Witz. Präsentiert vom Bestsellerautor Kwame Alexander, haben angehende Autor/innen live auf Sendung eine Minute lang Zeit, um die perfekte Romanidee zu pitchten. Sechs Finalist/innen werden anschließend auf »Schreibretreat« geschickt und werden dazu gezwungen, ihre Romane in nur dreißig Tagen von Seite eins an fertigzuschreiben. Zugegeben: Vermutlich würde ich mir die Show sogar anschauen. Doch wie viel Inszenierung, wie viel Populismus verträgt Literatur?

Die Frage sprengt den Rahmen dieser Kolumne und muss von jeder/m für sich selbst beantwortet werden. Gerade aber beim diesjährigen Bachmannwettbewerb hat sich für mich etwas gezeigt, was Sophie Passmann sehr wahrscheinlich übersehen hat. (Ein Schelm, der ihr unterstellte, sich gar nicht die jeweils einstündigen Lesungen inklusive Jurydiskussion angesehen zu haben und sich gar nicht näher mit den Texten selbst aufgehalten zu haben.) Klagenfurt hat mir, mit seinen vier außerordentlich starken weiblichen Gewinnerinnen der letzten Jahre, mehr noch mit der Gewinnerin des diesjährigen Bewerbs gezeigt, wie erfriechend es ist, dass eine Autorin, die keiner so richtig am Schirm hatte, sich so deutlich durchsetzen konnte und wie befriedigend, dass ihr Roman, der zwei Jahre lang vor uns gelegen ist, nun Beachtung findet. Oder wie Jan Wiele von der FAZ schreibt: »Der Wettbewerb [...] in Klagenfurt ist das Gegenkonzept zur [...] Verstümmelung von Literaturkritik – eine fast schon letzte Bastion der intensiven bis manischen Beschäftigung mit literarischen Texten über mehrere Tage am Stück, mit einer nach Gesetzen heutiger Aufmerksamkeitsökonomie fast schon verrückt langen Verweildauer bei einem Text.« Ein Hoch auf die 40-jährigen Nachwuchsautorinnen! ■

Katia Schwingshandl

AUSPACKEN

Eine Handvoll Neuerscheinungen wirft neue Blicke auf Flucht und Migration. Persönlich, poetisch oder aus wissenschaftlicher Perspektive erinnern sie uns: Flucht ist immer ein einschneidendes, nicht selten traumatisches und niemals lineares Ereignis von Abfahrt bis Ankommen. Und: Nicht nur aus der Ukraine flüchten Menschen.

— VON ANNE ASCHENBRENNER

Einpacken. Abfahrt. Auspacken. Einpacken. Weiterfahrt. Auspacken. Einpacken ... Es wird viel gepackt in Andrej Kurkows »Die Vermessung des Krieges«, sein Kriegstagebuch, das im Herbst bei Haymon erscheint. Am zweiten Tag des Angriffskrieges auf die Ukraine verlässt der ukrainische russischsprachige Schriftsteller mit seiner Frau ihre Wohnung in Kyiw (*Anm. der Redaktion: In Absprache mit dem Verlag verwenden wir in diesem Artikel die ukrainische Schreibweise*), um in die rund 90 Kilometer entfernte Datscha der Familie zu fahren: »Unsere Datscha ist unser zweites Zuhause mit vielen Dingen, die uns wichtig sind. Außerdem befinden sich dort viele meiner Archive sowie einige antike Sammlungen und andere Dinge«, erzählt er Buchkultur in einem Interview.

DIE HEIMAT DER DINGE

Was haben Sie zurückgelassen, Herr Kurkow? Was haben Sie mitgenommen? Darf man danach überhaupt fragen, in einem Krieg? Nach Verlust und Wert von Gegenständen? Haben nicht Millionen Menschen auf der Flucht viel mehr zurückgelassen als materielle Dinge: Familienmitglieder, lebendige wie tote?

Und doch, sind Dinge nicht auch Teil unserer Identität? Machen sie nicht unser Zuhause aus? Verbinden wir damit nicht auch Erinnerungen und Emotionen? »Als wir in unsere Datscha ankamen, wurde uns klar, dass wir weiter nach Westen fahren müssen. Wir haben nichts von dort mitgenommen«, sagt Andrej Kurkow. »Wir haben nicht einmal darüber nachgedacht. Als der Krieg begann, verloren alle materiellen Dinge ihren Wert. Meine Frau war es, die den Koffer packte, und sie nahm nicht viel mit. Ich nahm nur einige Papiere und Notizen für den Roman mit, an dem ich gerade

arbeitete. Als unser jüngster Sohn im zweiten Kriegsmonat nach Kyiw zurückkehrte, sagte er uns, dass in der Wohnung alles in Ordnung sei. Aber ich fühlte nichts, als ich diese Nachricht erhielt, es war mir irgendwie gleichgültig. Meine Gedanken drehen sich nicht um materielle Dinge, aber das taten sie auch vorher nicht, obwohl ich von Natur aus ein Sammler bin. Ich sammle jetzt keine antiken Vinyls, sondern Kriegsgeschichten, menschliche, persönliche Geschichten, die mit diesem Krieg verbunden sind. Nichts anderes.«

Das Erzählen und Erinnern von Flucht und Migration steht auch im Mittelpunkt eines Forschungsprojekts der Georg-August-Universität Göttingen, dem Museum Friedland und der Kuratorenagentur Exponauten: »Zur Materialität von Flucht und Migration« untersucht die Beziehung von Menschen und Dingen im Rahmen von Flucht und Migration. Fünf Wissenschaftler/innen arbeiten seit 2018 daran: die drei Ethnolog/innen, Antonie Fuhse, Andrea Lauser und Friedemann Yi-Neumann sowie der Historiker und Kulturwissenschaftler Joachim Baur und Peter J. Bräunlein, Professor für Religionswissenschaft. Von der Genese des Projekts und von Ergebnissen berichten sie nebst anderen Autor/innen im bei Wallstein erschienenen Band »Moving Things«.

Auf 263 Seiten wird in Interviews, wissenschaftlichen Beiträgen, Berichten und Objektfotos von den sozialen Beziehungen der Menschen zu ihren Dingen erzählt – und wie sich das Mensch-Ding-Verhältnis durch Flucht oder Migration verändert. Das Erzählen wird dabei zum methodischen Prinzip ihrer Forschung: Auch Flüchtlinge selbst kommen immer wieder zu Wort. Ihre persönlichen Geschichten erläutern und reflektieren strukturelle und materielle Zusammenhänge.

Der Titel des Bandes »Moving Things« ist Programm in jedem Sinne: Dinge werden präsentiert, die von räumlicher Bewegung erzählen und die sich gleichzeitig auf der Gefühlsebene bewegen, indem man ihre Geschichte und von der Beziehung jener Menschen, die sie besitzen (bzw. nicht mehr besitzen) erzählt. Nicht zuletzt soll das Buch die Leser/innen auch bewegen, ein Anspruch, der auf jeder Seite eingelöst wird.

Im Gedächtnis bleibt in etwa die Geschichte von Mohammad al Massad. Ein Foto seines Schlüsselbunds findet sich in »Moving Things« abgebildet, er wurde 2018 fotografiert, als ein Team des SZ Magazins geflüchtete Menschen porträtiert hat. Der Schlüsselbund ist heute Mohammad al Massads wichtigster Besitz. Zwei Schlüssel und ein Karabiner hängen auf dem Ring, ein älterer Buntbartschlüssel, wie er große Tore sperrt, und einer neueren Datums. Sie gehören zum Haus der Familie Al Massad in Baiyt Irah im Südwesten von Syrien. Es war umgeben von einem großen fruchtbaren Garten, wo Oliven- und Zitronenbäume wuchsen, Paprika, Tomaten und Kartoffeln. Bis Jordanien konnte man schauen, wenn man die Zimmerfenster öffnete, erzählt Mohammad, mit vier Geschwistern und seinen Eltern hat er hier gelebt. Doch Mohammads Schlüssel sperrt nicht mehr. Aus dem Haus, wo die Zitronen blühten, hat die Terrororganisation Islamischer Staat ein Gefängnis und eine Art Polizeistation gemacht. Die Familie Al Massad flüchtete in die nächstgelegene Stadt, Mohammad schlug sich allein nach Europa durch. Das war 2015.

EXISTENZIELLE ENTSCHEIDUNGEN

Nicht erst mit dem Ausbruch des Kriegs in der Ukraine wurden viele Menschen zur Flucht über internationale Grenzen gezwungen oder sind innerhalb des Landes vertrieben. Von 78 Menschen auf der Erde ist heute einer auf der Flucht, schreibt die UNHCR.

Die massenhafte Abwanderung aus verarmten Regionen, etwa auf dem afrikanischen Kontinent, verschärft sich nicht zuletzt als Folge des Klimawandels. Die Gründe, warum auch im globalen Süden immer mehr Menschen aufbrechen, um ihr Glück woanders zu suchen, untersucht und erklärt der Soziologe Thomas Faist in seinem Buch »Exit«, das soeben bei C.H.Beck erschienen ist. Der Begriff *Exit* bezeichnet dabei die Entscheidung, die eigene Heimat zu verlassen, weil es dort schlicht keine Perspektiven mehr gibt. Faist warnt vor der einfachen These der immer stärker werdenden Massenmigration, einen Massensexodus stellt er klar in Frage und liefert sachlich und trocken Hintergründe und Statistiken zu komplexen Migrationsverhältnissen. »Exit« ist ein Buch für jene, die Argumente für Stammtischdebatten suchen. Faists Fazit: Migrationsregimes zementieren die Schere zwischen Nord und Süd, immer neue Konfliktkonstellationen entstehen – in den Immigrations- als auch in den Emigrationsländern.

Faire Migrationspolitik fordert neben Thomas Faist auch Judith Kohlenberger, sie ist Kulturwissenschaftlerin und Migrationsforscherin am Institut für Sozialpolitik der WU. Ihr Sachbuch »Das Fluchtparadox« erscheint ebenfalls im August, bei Kremayr & Scheriau. Kohlenberger mahnt: Krieg und Vertreibung, Flucht und Verfolgung sind zunehmend keine Ausnahmesituation, sondern Grundrauschen unserer Existenz im 21. Jahrhundert. Die Zahl der weltweit Vertriebenen ist mit dem Angriffskrieg auf die Ukraine auf 100 Millionen gestiegen.

Kohlenberger analysiert scharf und konzise unseren widersprüchlichen Umgang mit Vertriebenen und belegt das mit einem Überblick über historische und aktuelle Entwicklungen. Vor allem ortet sie eine differenzierte Form der Solidarität zwischen Ankommenden aus der Ukraine und Drittstaaten, was, so Kohlenberger, Medienberichte untermauern und auch durch das Inkrafttreten des Massenzustromrichtlinien-Gesetzes verstärkt wird. Wir erinnern uns, im März 2022 wurde die Massenzustromrichtlinie der EU in Österreich per Verordnung umgesetzt, den Geflüchteten vorübergehend Schutz gewährt, ohne dass sie ein Asylverfahren durchlaufen müssen. Der Konflikt – oder wie Kohlenberger sagt, das Fluchtparadoxon – wurzelt in der Bestimmung selbst: ►

»Krieg und Vertreibung, Flucht und Verfolgung sind zunehmend keine Ausnahmesituation, sondern Grundrauschen unserer Existenz im 21. Jahrhundert.«



Ukrainische Staatsangehörige erhalten durch die Verordnung befristetes Aufenthaltsrecht, soziale Absicherung und Arbeitsmarktzugang. Bezüglich Menschen anderer Nationalität, die in der Ukraine unbegrenzt Aufenthalt hatten, also Drittstaatsangehörigen und Staatenlosen, ist es jedoch den Mitgliedstaaten überlassen, ob sie denselben Status gewähren. Legt man die Richtlinie rigide aus, müssten Kriegsflüchtlinge aus Drittstaaten in ihre Herkunftsländer zurückkehren. Österreich hat sich dagegen entschieden, auch diesen Menschen Schutz zu gewähren.

Judith Kohlenberger sieht das in ihrem großartigem Sachbuch kritisch. Sie plädiert fundiert für eine menschliche Asyl- und Integrationspolitik und appelliert eindringlich an moralische Verantwortung von Rechtsstaat und Zivilgesellschaft: »Grundrechte kann man nicht einfach für die einen abstellen, während sie für die anderen weiter gelten. Sie sind, wie Maya Angelou, die amerikanische Schriftstellerin und Ikone der Bürgerrechtsbewegung, so treffend formulierte, wie Luft: Entweder alle haben sie – oder niemand.« Denn, so Kohlenberger, der Umgang mit Schutzsuchenden ist der Lackmустest für die europäische Demokratie. »Schutzsuchende haben die Funktion eines Kanarienvogels in der Kohlemine, der Bergleute von Sauerstoffverlust warnt«, schreibt sie, »bleibt ihnen die Luft weg, weil man ihnen Grund- und Menschenrechte verwehrt, so wird es auch für alle anderen brenzlich werden.«

Während der Kanarienvogel allerdings in der Dunkelheit sitzt, ergänzt Andrej Kurkow im Gespräch mit Buchkultur, wissen wir über die Situation zwischen Russland und Ukraine seit 2014 und noch früher sehr gut Bescheid: »Nichts fand im Verborgenen oder in der Dunkelheit statt. Es wurde von der Welt gesehen, und es lag an der Welt, darauf zu reagieren. Doch stattdessen beschloss Angela Merkel, gemeinsam mit Russland eine Unterwasser-Gasleitung zu bauen, und auch viele andere Geschäftsprojekte wurden zwischen der Russischen Föderation und anderen EU-Ländern begonnen oder fortgesetzt. Das bedeutete, dass die EU-Länder bereit waren, das geopolitische Fehlverhalten Russlands bis zum letzten Moment zu tolerieren, bis hin zu einer totalen militärischen Aggression. Die Situation in der Ukraine wurde zu einem Lackmустest für die europäischen Demokratien, aber in gewisser Weise ein sehr verspäteter Test.«

DEN KRIEG BEGREIFEN

Ein anderes »Fluchtparadoxon« steht zu Beginn jeder Flucht: Das Wegmüssen, aber nicht Wegwollen. So erlebte es auch Olga Grebennik. Die ukrainische Kinderbuchautorin veröffentlicht im Herbst statt eines erwarteten neuen Bands ihrer erfolgreichen Papa-Fuchs-und-Mama-Fuchs-Geschichten ein Kriegstagebuch: das »Charkow-Tagebuch« (Jacoby & Stuart). Im Vorwort scheint Grebennik den Bruch ihrer Lebenslinie immer noch zu fassen versuchen: »Unser

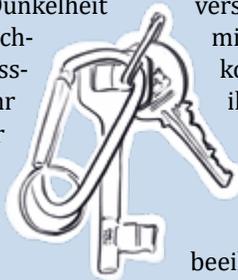
Leben vor dem Krieg war wie ein kleiner Garten, in dem jede Blume ihren eigenen Ort und ihre eigene Blütezeit hatte. Liebe nährte diesen Garten, und er wuchs und blühte täglich.« Dieses Leben ist nicht mehr: Acht Tage und acht Nächte verbrachte sie mit ihrer Familie im Keller, während draußen Schüsse fielen.

Olga Grebenniks Tagebuch ist ein ganz anderes als jenes von Andrej Kurkow, obwohl es vom selben Krieg erzählt und beiden Texten ähnliche Erfahrungen zugrunde liegen. Kurkow ist ein Autor von Romanen, die man verschlingen kann, und er ist ein Autor, den der Angriffskrieg zu einem gefragten Ukraine-Erklärer gemacht hat. Genauso liest sich auch »Die Vermessung des Krieges«, ein Tagebuch das zeitlich schon vor Kriegsbeginn einsetzt. Andrej Kurkow versucht begreifbar zu machen, indem er erzählt. Das Begreifen und Erzählen der Olga Grebennik hingegen ist das einer Kinderbuchautorin, die gewohnt ist, große Gefühle und Situationen in kurzen, einfachen Sätzen und ein paar Bleistift-Skizzen zu erzählen. Das Aneinanderreihen von Alltagssituationen im Krieg wirkt so lapidar und umso schmerzlicher. Das macht ihr Tagebuch so bitter-poetisch: »Ich habe gefrühstückt – das ist notwendig. Buchweizen ohne Geschmack. Ich lade meine Bilder auf einen USB-Stick. Gott segne uns.«

»Ich habe gefrühstückt – das ist notwendig. Buchweizen ohne Geschmack. Ich lade meine Bilder auf einen USB-Stick. Gott segne uns.«

Im Vorwort beschreibt die Autorin: »Am neunten Tag beschloss ich, aus der Stadt zu fliehen. [...] Meine Mutter verstand nicht, was los war. Sie versorgte die Kinder mit dem Frühstück und weinte. Ich bat sie, mit mir zu kommen, aber meine Mutter wollte nicht gehen, weil ihre Eltern und ihr Bruder in der Stadt blieben und sie diese nicht verlassen konnte. Ich aber floh, um die Kinder zu retten. Ich werde mich immer an die weinenden Augen meiner Mutter erinnern ... Wir, die Kinder, mein Mann und ich mussten uns beeilen. Wir rannten mit dem Hund und einem Rucksack in der Hand zum Taxi. Es war der erste Abschied auf meinem Weg. [...] In Lemberg wurden wir von völlig Fremden untergebracht, die mich wegen meines Blogs kannten. Zum ersten Mal in all den Kriegstagen fühlte ich mich sicher und konnte ohne Zittern schlafen. Wir hatten nur einen Tag in Lemberg, den wir als Familie zusammen verbrachten, und dann musste ich allein mit den Kindern nach Warschau aufbrechen. So haben wir uns wegen der Kinder getrennt, denn mein Mann durfte das Land ja aufgrund des Kriegsrechts nicht verlassen. Das war die zweite Trennung. In neun Tagen wurde ich erst von meinem Zuhause getrennt und von meiner Mutter, dann von meinem Mann. Ich habe nur noch zwei Kinder, einen Hund, einen Rucksack auf dem Rücken und die Fähigkeit zu zeichnen. In mir bildete sich ein riesiges Loch, das ich mit einem Korken verschloss, damit ich nicht verdunstete.«

Das Packen des Rucksacks bzw. des Koffers, von dem Grebennik wie Kurkow berichten, ist ein oft zitierter ikonischer





◀ Eine Passparty. Hafen von Chios, 2018. Nur wenig Glückliche erhalten nach erfolgreicher Asylanhörung auf Chios (Griechenland) die Bescheinigung für einen Reiseausweis, umgangsspr. »Der Pass«.



▲ Geflüchtete fotografieren eine Karte auf der griechischen Insel Lesbos, 21. September 2015.

Flucht-Moment auf den auch »Moving Things« immer wieder (durchaus selbstkritisch) referenziert. Das Bild vom Kofferpacken lässt uns die Komplexität der Verhältnisse narrativ ordnen, birgt aber auch Gefahr, klischeehafte Bilder zu reproduzieren, wenn der Koffer in etwa zur Bebilderung von Ausstellungen oder Texten über Flucht herangezogen wird, oft mit der Zurschaustellung von exotischem Inhalt. Das Kofferpacken für eine Flucht ist eine existenziell bedeutsame Auswahl von Dingen, für die es aber oft gar keine Gelegenheit gibt, wie auch Andrej Kurkow erzählt: »Man geht überstürzt weg, aber wie für ein Wochenende. Ich konnte die Situation in der ersten Woche des Krieges nicht analysieren ... Ich war auch wie gelähmt, schockiert, ich musste mich mit einer neuen Realität auseinandersetzen, die viel mehr Zeit erforderte, um sie zu verstehen, mehr Zeit, als ich zu diesem Zeitpunkt hatte.«

Einpacken. Auspacken. Müssen Menschen ihr Zuhause verlassen, ohne zu wissen, ob sie jemals zurückkehren, entfalten Ding-Mensch-Beziehungen auf unterschiedlichen Ebenen Bedeutung: Funktionale Gegenstände wie Schuhe, Schnürsenkel oder Smartphones, tragen und navigieren in ein anderes Leben.

»Es gibt nur noch einen Gegenstand, der mir wichtig ist«, erzählt Andrej Kurkow im Buchkultur-Gespräch: »Es ist mein Laptop. In den letzten vier Monaten habe ich Dutzende von Schreibtischen gewechselt, aber ich benutze immer noch denselben Laptop, obwohl ich befürchte, dass er bald den Geist aufgibt. Er hat letztes Jahr einen Autounfall in Kalifornien überlebt, ich musste ihn vor dem Krieg ein paar Mal reparieren. Während ich diese Zeilen schreibe, funktioniert er immer noch. Also bin ich ihm sehr dankbar. Das war's schon. Ansonsten habe ich alte Familienfotos, die ich vor dem Krieg digitalisiert habe, und sie begleiten uns, wohin wir auch gehen. Sie haben jetzt mehr Bedeutung als früher. Vielleicht auch, weil meine Eltern vor drei Jahren gestorben sind und ich mich jetzt für das Familienarchiv verantwortlich fühle.«

DER GESCHMACK VON HEIMAT

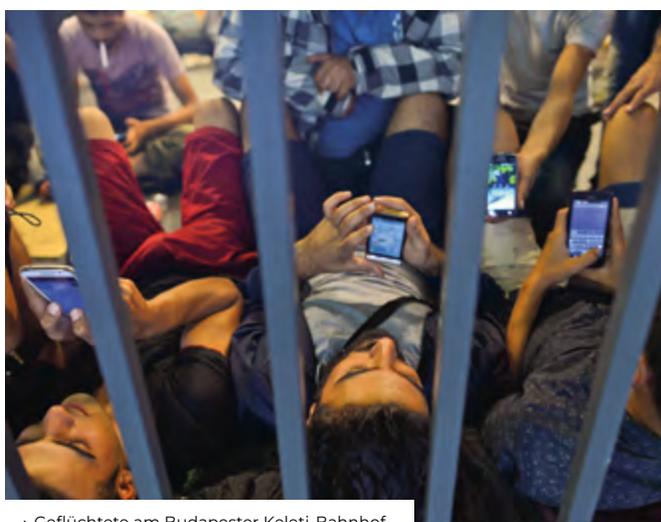
Andere Dinge von Wert lassen sich vielleicht unterwegs zu Geld machen. Und wiederum andere, wie Mohammads Schlüsselbund und das Familienarchiv auf dem Laptop von Andrej Kurkow, verbinden die Vergangenheit mit der Gegenwart. Sich an etwas erinnern, ist mehr als ein rein kognitiver Vorgang, körperlich sensorische und emotionale Prozesse sind stets mitbeteiligt, Erinnerung und Heimatgefühl somit an Dinge gekoppelt. Aber auch Speisen können Erinnerungsträger sein.

Lebensmittel sichern nicht nur das physische Überleben, sondern sind auch Mittel, um Zugehörigkeit herzustellen und Vergangenheit und Gegenwart miteinander zu verknüpfen. »Moving Things« wirft einen ethnographischen Blick auf die materielle Kultur von Koch- und Essenspraktiken und zeigt, wie die soziale Positionierung von Menschen und Dingen Prozesse der Veränderung dadurch nachvollziehbar macht. Essen ist ein wichtiger Bestandteil der Neuaushandlung und Neuverortung von Lebenswelten von geflüchteten Menschen. Wo es die Umstände erlauben, ermöglicht es Bezüge zu Vergangenen und Vertrautem. »Moving Things« erzählt uns dazu die Geschichte von Desalegn, der aus Addis Abeba, Äthiopien flüchtete und das Warten auf Asyl mit einer hartnäckigen Suche nach dem Geschmack seiner Heimat verbrachte. Die Beschäftigung mit Rezepten von zu Hause, ermöglichte Desalegn nicht nur Ablenkung und gab ihm ein Gefühl von ▶



Selbstwirksamkeit, sondern half auch die Erinnerung an Zuhause wach zu halten. »Heimat wird über Geschmack, Geruch, Gedächtnis erfahrbar und der direkteste Weg in die emotionale Heimat führt über das Zubereiten und Verspeisen von Gerichten, die seit früher Kindheit vertraut sind«, schreibt Friedemann Yi-Neumann in seinem Beitrag in »Moving Things«.

Aber an welche Heimat möchten wir uns eigentlich erinnern? Oxana Timofeeva ist sich nicht ganz sicher. Sie hat eigentlich drei Heimaten, Cu, ein Städtchen in Südkasachstan, Kozevnikovo, ein Dorf in Sibirien, Surgut, eine Ölstadt vor dem Polarkreis. In ihrem Essay »Heimat. Eine Gebrauchsanweisung« schildert Timofeeva die Wiederbegegnungen mit diesen Kindheitsorten als Erwachsene, ein wunderbar erzähltes Buch über Kindheitsglück und Verwurzelung, die nicht an einen einzigen Ort gebunden ist und sich schon gar



▲ Geflüchtete am Budapester Keleti-Bahnhof checken ihre Smartphones, 2. September 2015.

nicht an nationale Grenzen hält – und die resilient macht gegen die Widernisse des Lebens. Heimat, schreibt Timofeeva, »lässt sich nicht einfach so mit dem Staat oder gar dem Territorium eines Staates gleichsetzen, auf das die offiziellen Vertreter dieses Staates [...] ihre Prätze gelegt haben. Die Heimat ist eben nicht identisch mit dem Staat und auch nicht mit dem Führer. Die Staatsmacht eignet sich diesen Namen zu Unrecht an.« Oxana Timofeeva schrieb diese Zeilen, der Text erscheint bei Matthes & Seitz, vor dem Überfall auf die Ukraine. Der Verlag hat daher ein Gespräch mit der Autorin, das nach Kriegsbeginn geführt wurde, als eine Art Nachwort hintennachgestellt: »Kann man eine Heimat lieben, wenn das Monopol auf Patriotismus den Ideologen des Regimes vorbehalten ist? Ich denke ja, und ich denke, dass eine solche Liebe uns notwendigerweise in die Rolle der Opposition zu diesem Regime versetzt, in Opposition zum Militarismus, zur Kriegspolitik, zur Okkupation, zu Tod und Zerstörung«.

Auch das neue Buch »Heimat finden. Vom Leben in einer ungewissen Welt« des Philosophen Wilhelm Schmid pflichtet im Wesentlichen Olga Timofeevas Heimatverständnis bei, Heimat sei eine Wirklichkeit, auf die man bauen und sich verlassen kann. Schmid's Anliegen ist es zu zeigen, wo und

wie Heimat unter modernen Bedingungen geschaffen und gepflegt werden kann. Für sein bei Suhrkamp erschienenenes Buch hat er sich über fünf Jahre lang mit dem Begriff Heimat beschäftigt, 500 Seiten dichter philosophischer Heimatbetrachtung legt er nun schließlich vor. Ein Kapitel widmet sich auch dem Zusammenhang von Heimat und Würde, der sich vor allem bei Menschen auf der Flucht zeigt: Nicht selten geht mit dem Verlust der Heimat auch ein Verlust von Würde einher.

»Moving things« erzählt dazu die Geschichte einer iranischen Familie, der in der Flüchtlingsunterkunft je ein Teller und ein Besteck pro Person zugeteilt wurde. Ein simpler bürokratischer Akt, der es der geflüchteten Familie verunmöglichte, sich in der Unterkunft ein Zuhause auf Zeit einzurichten und durch Etablieren häuslicher Gewohnheiten Halt in ihrer zerbröselten Welt zu finden: Mit nur einem Besteck kann man keine Gäste bewirten, und ohne Gäste empfangen zu können, ist es kein zu Hause. Diese Lager seien oft Materialisierung von Ausnahmezuständen, zitiert »Moving Things« den italienischen Philosophen Giorgio Agamben, und würden die menschliche Existenz auf das nackte Leben reduzieren.

Was aber macht ein Zuhause aus? Emanuele Coccia hat ein Buch geschrieben, das nicht unmittelbar auf Flucht referenziert, aber auf seiner eigenen Migrationsgeschichte fußt: Dreißig Mal hat der italienische Intellektuelle bisher seinen Wohnsitz gewechselt. In seiner Philosophie des Zuhauses, nun auf Deutsch bei Hanser, analysiert der Autor das Zuhause als einzigen Raum, in dem wir unsere Beziehung zu uns selbst und zur Welt verwirklichen können. Unabdingbar darin: Dinge. Erst ein Bett, ein Tisch, Geschirr und so fort machen ein Haus zu einem Zuhause. Das erfuhr Coccia am eigenen Leib, als er eine Wohnung in einer fremden Stadt mietete und mangels nötigen Kleingeldes zunächst in der nackten Architektur wohnen musste. Er konnte nicht schlafen, nicht essen, nicht sein. Ein Zuhause verlassen, heißt es bei Coccia weiter, bedeutet also auch, darüber nachzudenken, was wir alles benötigen, um »Ich« zuzusagen. Um uns dann gewissermaßen zu translozieren und an einem anderen Ort wieder aufzubauen. Wenn man uns lässt.

»Wir Menschen können uns in etwas verwandeln, das fest in seiner Umgebung verankert ist, und zugleich die Umgebung in etwas verwandeln, das untrennbar mit uns verbunden ist. Diese Fähigkeit ist vielleicht die eigentliche Kraft des menschlichen Lebens.«

Einpacken. Einatmen. Auspacken. Ausatmen. ■





▲ Signal, World Press Photo 2014: Am Strand von Dschibuti-Stadt versuchen Migrant/innen, ein günstiges Telefonsignal aus dem benachbarten Somalia zu bekommen, 26. Februar 2013.



◀ Andrej Kurkow
Die Vermessung des Krieges. Aufzeichnungen aus der Ukraine
Ü: Rebecca DeWald
Haymon, 216 S.
ET: 4. Oktober 2022



◀ Forschungsprojekt
»Zur Materialität von Flucht und Migration« (Hg.)
Moving Things
Ü: Henry Holland
Wallstein, 263 S.



◀ Judith Kohlenberger
Das Fluchtparadox. Über unseren widersprüchlichen Umgang mit Vertreibung und Vertriebenen
Kremayr & Scheriau, 240 S.



◀ Thomas Faist
Exit. Warum Menschen aufbrechen
C.H.Beck, 400 S.
ET: 15. September 2022



◀ Olga Grebennik
Charkow-Tagebuch. Flucht vor dem Krieg
Ü: Jakob Samojlowitsch,
Yehuda Shenef
Jacoby & Stuart, 144 S.
ET: 1. September 2022



◀ Oksana Timofeeva
Heimat. Eine Gebrauchsanweisung
Ü: Anja Dagmar Schloßberger
Matthes & Seitz, 123 S.



◀ Wilhelm Schmid
Heimat finden. Vom Leben in einer ungewissen Welt
Suhrkamp, 480 S.



◀ Emanuele Coccia
Das Zuhause. Philosophie eines scheinbar vertrauten Ortes
Ü: Andreas Thomsen
Hanser, 160 S.

► Das gesamte Interview mit Andrej Kurkow finden Sie auf buchkultur.net.



Norbert Gstrein



Wer liebt Ines? Von all ihren Männern keiner so wie Elias. Bloß dass der ihr Bruder ist. Noch jeden Liebhaber seiner Schwester hat er an sich gezogen und wieder weggestoßen ... Ein aufwühlender Roman, ein Blitzlicht in unsere Tage, voller Schönheit, Spannung und Provokation.

352 Seiten. Gebunden. Farbiges Vorsatzpapier
Auch als E-Book
hanser-literaturverlage.de





EIGENTLICH GANZ ANDERS

Mohsin Hamid entwirft in seinem neuen Roman eine sich allmählich entweißende Welt.

VON MARTIN THOMAS PESL

In seiner epochalen Satire »Herr der Krähen« entwarf Ngūgi wa Thiong'o einst die »Weiße Krankheit«. In einem afrikanischen Land halten es die wichtigen Männer plötzlich nicht mehr aus, Schwarze zu sein. Der britisch-pakistische Schriftsteller Mohsin Hamid fragt in seinem neuen Roman »Der letzte weiße Mann« aus der anderen Perspektive: Wie wäre es, das Privileg des Weißseins von einem Tag auf den anderen zu verlieren?

Zuerst passiert es einem Fitnesstrainer namens Anders (er heißt nicht erst in Nicolai von Schweder-Schreiners adäquat elegischer Übersetzung so – im englischsprachigen Original ist das Wortspiel freilich etwas subtiler). Anders wacht auf und ist dunkelhäutig. Sofort bemerkt er, wie er anders angesehen wird, lässt sich krankschreiben und verkriecht sich zu Hause. Nur seine alte Freundin Oona lässt er zu sich, die beiden werden ein Liebespaar. Mit der Zeit greift das Phänomen um sich, gewaltsame Unruhen sind die fast logische Folge.

Bis hierher steht das Buch – nicht nur aufgrund seiner langen, punktlosen Gedankenabfolgen – in der Tradition der brutal durchdachten Versuchsanordnungen José Saramagos, kombiniert mit Erfahrungen der letzten Jahre Pandemie und Rassismus. Doch dann passiert etwas Überraschendes.

Auf nur 160 Seiten entwirft der Autor eine melancholisch angehauchte, aber erstaunlich hoffnungsfrohe Fantasie. Man möchte ihr als Motto das bei Ödön von Horváth geliebte Zitat voranstellen: »Ich bin nämlich eigentlich ganz anders, aber ich komme nur so selten dazu.« ■



◀ Mohsin Hamid
Der letzte weiße Mann
 Ü: Nicolai von Schweder-Schreiner
 DuMont, 160 S.

(ÜBER)LEBEN IM SCHATTEN EINES WUNDERKINDES

Auf der Suche nach Antworten und dem Rausch einer Bestimmung

VON SASKIA PACHER



Nainoa kann schon als Kind Dinge voraussehen, die erst passieren werden, und seine Eltern sind sich sicher: Er ist etwas ganz Besonderes. Als er während einer Bootstour ins Meer stürzt und anschließend von einer Gruppe von Haien gerettet wird, muss das ein Zeichen von den Göttern sein. Rasch machen Nainoas kuriose Kräfte ihn zur Legende auf Hawaii, je mehr er mit seinen Fähigkeiten und den Erwartungen an ihn konfrontiert wird, desto mehr werden sie zur Last und er beginnt

sich selbst in Frage zu stellen. In abwechselnden Erzählperspektiven erfährt man von Nainoa und seinen Geschwistern.

Der aus Hawaii stammende Kawai Strong Washburn erweckt in seinem turbulent erzählten Debütroman »Haie in Zeiten von Erlösern« temperamentvolle Charaktere zum Leben, die man auf der verzweifelten Suche nach Zugehörigkeit begleitet. Inspiriert ist er von den Erinnerungen an seine Kindheit auf Hawaii, wo Mythen und Traditionen eng mit dem Alltagsleben verflochten sind. Ob die magischen Elemente und die unerklärlichen Ereignisse im Roman tatsächlich passieren, lässt Washburn dabei offen.

Ganze zehn Jahre schrieb der Klimaaktivist, Softwareingenieur und Vater an seinem Erstlingswerk. Er bemühte sich, Stereotype über Hawaii als paradiesisches Land zu vermeiden und die Spannung zwischen Volksglauben und moderner amerikanischer Gesellschaft zu illustrieren. Diese Ziele hat er mit seinem schwungvoll verfassten und mehrere (etwas gewöhnungsbedürftige) Dialekte enthaltenden Roman definitiv erreicht. Eine sehr zügig zu lesende und mitreißende Geschichte für alle, die überrascht werden wollen! ■

► Kawai Strong Washburn
Haie in Zeiten von Erlösern
 Ü: Cornelia Holfelder-von der Tann
 Luchterhand, 448 S.





VON DER MACHT DER BILDER

Paris von seiner hässlichen Seite: zwischen unfassbarer Armut und obszönem Wohlstand

VON SYLVIA TREUDL

Négar Djavadi stammt aus dem Iran, ist neben ihrer Arbeit als mehrfach ausgezeichnete Schriftstellerin auch Regisseurin und Drehbuchautorin und lebt in Frankreich. »Arène« (2020), nun auf Deutsch vorliegend, erhielt den Prix Millepages.

Benjamin Grossmann ist der Sohn einer Filmrestauratorin und eines alkoholkranken Regisseurs, wächst in einem Pariser Viertel auf, das von manchen in zynischem Euphemismus als Boboville betrachtet wird, in Wahrheit ist es prekär, gewalttätig, mörderisch. Dennoch schafft er es aufzusteigen, wird Europaverantwortlicher des amerikanischen Streamingdienstes »BeCurrent«, heiratet eine kaprizierte Frau, führt ein Luxusleben und wird von seinem Arbeitgeber bis ins letzte Detail seines Privatlebens kontrolliert – *part of the deal*. Zugeben kann er schon lange nichts mehr; am wenigsten seine Angst, seine latente Wut, den permanenten Druck. Dann passiert ihm ein kleines, alltägliches Missgeschick: Er verliert sein Handy mit einer allzu wichtigen Nummer darauf und verdächtigt einen Jungen ... Die Folgen sind katastrophal. Vor allem, weil Benjamin die Schuld für seinen Fehler bei einem anderen sucht – und in seiner Selbstgerechtigkeit sofort findet.

Als die Auswirkungen von Benjamins Fehleinschätzung über eine konsequente Verästelung des Faktischen den Weg ins Internet finden, ist nichts mehr rückgängig zu machen in der Metropole, wo die einen Protz und Prunk mehren, auf der anderen Seite die Elendsquartiere unter den Brücken rasant anwachsen. ■



► Négar Djavadi
Die Arena
Ü: Michaela Meßner
C.H.Beck, 464 S.

GLANZ UND GLIMMER

Fünf junge Frauen erzählen schonungslos von Südkorea.

VON KAROLINE PILCZ

Neonbeleuchtete Straßen, Schönheitskliniken, schillernde Kleider, Bars, Alkohol und Reichtum. All das überdeckt Enge, Armut, Schmerzen, Leid und Einsamkeit. Krasse Gegensätze sind in Südkorea omnipräsent, genauso wie der zuckerrosa Schein, stereotype Schönheit aus dem Katalog und die männliche Kultur der Room Salons.

Zwei dieser Mädchen sind Kyuri und Sujin, außerdem gibt es noch die stumme Ara, die Künstlerin Miho und die verheiratete Wanna. Durch die Augen dieser fünf jungen Frauen und Ich-Erzählerinnen erfährt man von Südkorea, erhält Einblick in das Leben von Seoul und der ländlichen Provinz, und versteht anhand der Erzählungen und Innenschauen der Mädchen, wie sie in Schulden getrieben werden, weil sie überleben möchten.

Autorin Frances Cha, Koreanerin, die auch in den USA aufgewachsen ist, lässt in ihrem ersten Roman fünf weibliche Stimmen zu Wort kommen. Das, was anfangs so künstlich erscheint, die Schönheitsoperationen und die zurecht geschnittenen Gesichter und Körper sowie die Parallelwelt der Room Salons, jener »Clubs«, die nur Männer besuchen, um dort zu trinken und von jungen und schönen Frauen bedient und unterhalten zu werden, wird irgendwann während der Lektüre aufgeweicht und zeigt auf, dass es darunter durchaus auch noch etwas Echtes gibt. Zart und spärlich offenbaren sich Momente wahrer Empfindung, Sehnsucht und Freundschaft. Frances Cha erzählt mit großem Können und vielperspektivisch – und lässt gnadenlos tief in das moderne Korea blicken. Eindringliche Lektüre. ■



◀ Frances Cha
Hätte ich dein Gesicht
Ü: Nicole Seifert
Unionsverlag, 288 S.



Fotos: Frances Cha © illooz | Négar Djavadi © Ekko von Schwichow

Wiedergelesen

MAN SIEHT NUR MIT DEM
ABSTAND GUT: JOAN DIDION

DIE SPIEGEL HINTER DEN SPIEGELN

Die Begründerin des New Journalism verstarb vergangenes Jahr im Dezember. Der Ullstein-Verlag übersetzt nach und nach ihr Werk neu.

— VON CHRISTA NEBENFÜHR

Um etwas scharf und präzise zu erkennen, sollte es sich nicht unmittelbar vor der Nasenspitze, sondern ein Stück entfernt von unseren Augen befinden. Die Bewegung, mit der jemand ein Schriftstück von sich weghält, um es entziffern zu können, ist wohlbekannt. Es ist eine Bewegung, die die amerikanische Romanautorin und Essayistin Joan Didion auszuführen scheint, wenn sie ihren skeptischen Blick auf das Objekt oder die Umstände ihrer Beschreibung richtet.

Obwohl sie in den Vereinigten Staaten von Amerika spätestens seit den 1980er Jahren als herausragende Intellektuelle in einem Atemzug mit Susan Sontag genannt wird, erfuhr sie im deutschsprachigen Raum erst 2006 mit ihrem bitter-trockenen Bericht »Das Jahr des magischen Denkens« über den plötzlichen Tod ihres Mannes, des Schriftstellers John Gregory Dunne, und die schwere Erkrankung ihrer Adoptivtochter Quintana größere Aufmerksamkeit. Diese Publikation wurde bereits von der deutschen Schriftstellerin Antje Rávik Strubel übersetzt, die sich zu Beginn des Jahrtausends während mehrerer Aufenthalte in Kalifornien auf die Fersen Joan Didions geheftet hat.

Nachdem der Ullstein-Verlag Ende Februar 2022 Joan Didions postum erschienene Essays »Was ich meine« herausgebracht hat, folgen im September Antje Rávik Strubels Neuübersetzung von »Slouching Towards Bethlehem« und »Das weiße



Album«, die bereits in den 1990er Jahren zum ersten Mal ins Deutsche übertragen worden sind. Didion gilt, wie Truman Capote, Norman Mailer, Hunter S. Thompson und Tom Wolfe, als bedeutende Vertreterin des New Journalism. Sie erzählt Fakten, verhehlt aber nicht, aus welchem Blickwinkel sie diese wahrnimmt, und bedient sich in ihrer Darstellung literarischer Stilmittel. Ihre Leser/innen erfahren eine Vielzahl an Details über mehr oder weniger bedeutende historische Ereignisse des äußersten Westens. Gelegentlich gibt Didion mitgehörte Dialoge wörtlich wieder, gelegentlich setzt sie internationalen Strömungen ihre scharfen Analysen entgegen, etwa wenn sie schon 1972 die Frauenbewegung dafür kritisiert, sich gegen westliche »sexistische« Literatur zu wenden. »Der Gedanke, Literatur könne eine gewisse nicht auflösbare Uneindeutigkeit besitzen, schien diesen Frauen nie zu kommen [...]« Die beschränkteste Sichtweise ist jene der Unhintergebarkeit bestimmter Wahrheiten – seien sie nun konservativer, liberaler, religiöser, revolutionärer oder ästhetischer Natur. Und in allem sind es die scheinbaren Nebensächlichkeiten, auf deren Spur sie ihre Leser/innen schickt: »Ich erinnere mich an die tiefe Freude, die ich empfand, als ich zum ersten Mal begriff, wie Sprache funktionierte, als ich beispielsweise entdeckte, dass der entscheidende Satz im Herz der Finsternis ein Postskriptum war.«

Foto: Joan Didion © Brigitte Lacombe

WAS ICH MEINE

Die Zusammenstellung, die von Joan Didion ein Jahr vor ihrem Tod noch selbst vorgenommen wurde, und in der sie den Leser/innen Einblick in ihre Intentionen erlaubt, lehrt gewiss weit mehr über den Einsatz von Sprache als jeder Schreibratgeber. Joan Didion analysiert zum Beispiel einzelne Sätze ihres Vorbilds Ernest Hemingway auf ihren Rhythmus, die Silbenzahl der Worte und einiges mehr und zitiert ihn mit einem Satz, der auch aus ihrer Feder stammen könnte: »Es gab viele Worte, die einem unerträglich waren, und am Ende besaßen nur die Ortsnamen Würde.« Ilse Aichingers Text »Schlechte Wörter« kommt einem in den Sinn, oder Hugo von Hofmannsthal dem fiktiven Lord Chandos in dem Mund gelegte Zeile: »Ich empfand ein unerklärliches Unbehagen, die Worte ›Geist‹, ›Seele‹ oder ›Körper‹ nur auszusprechen ... « Dennoch räumt Joan Didion ein, vieles als Texterin für die Zeitschrift »Vogue« gelernt zu haben: »In einer Bildunterschrift von, sagen wir, acht Zeilen, wobei jede Zeile exakt siebenundzwanzig Zeichen haben durfte, zählte nicht nur jedes Wort, sondern jeder Buchstabe.«

SLOUCHING TOWARDS BETHLEHEM

»Welches derbe Tier [...] schlurft bethlehemwärts, um zur Welt zu kommen?«, übersetzt der deutsche Schriftsteller und unermesslich schöpferische Lyriker Mirko Bonné die letzten beiden – entscheidenden – Zeilen von William Butler Yeats Gedicht »The Second Coming«, das diesem Band mit Texten aus den Jahren 1961 bis 1968 seinen Titel gibt. Sie beschäftigen sich überwiegend mit dem kalifornischen Traum, den Didion, trotz allen Respektabstandes weiterzuträumen scheint, als sie nach einigen Jahren in New York City wieder nach Los Angeles zurückkehrt. Er wird ebenso von John Wayne verkörpert wie von den Hippies — und beide Verkörperungen tragen ihre Antithese in sich: Der unverwundbare John Wayne eine langwierige Krebserkrankung und die Blumenkinder eine drogengeschwängerte Trostlosigkeit, die so gar nicht zum Aufbruch in ein neues Zeitalter zu passen scheint. Eher schlägt Didion jede Seite um, als dass sie sich auf eine Seite schlägt.

DAS WEISSE ALBUM

Die Essaysammlung aus den 1960er und 1970er Jahren, die sie endgültig zum Star des New Journalism machen sollte, wurde von Joan Didion in Anlehnung an die Bezeichnung der Beatles-LP betitelt, die der Massenmörder Charles Manson als Anleitung zur Apokalypse interpretiert haben soll. Tatsächlich spielt ihre Begegnung mit der Hauptzeugin der Anklage im Manson-Prozess, Linda Kasabian darin eine Rolle. Hier werden die kalifornischen Traumata abgehandelt — »Geschäftserfolg war das alles überragende Ideal« —, aber es wäre nicht Joan Didion, wenn sie die persönlichen aussparen würde. Ein verworrener, halbseitiger Bericht wird in der gewohnten Distanziertheit kommentiert: »Die Patientin, von der in diesem psychiatrischen Gutachten die Rede ist, bin ich.« ■



▲ Joan Didion
Was ich meine
Ü: Antje Rávik
Strubel
Ullstein, 176 S.



▲ Joan Didion
**Slouching
Towards
Bethlehem**
Ü: Antje Rávik
Strubel
Ullstein, 368 S.
ET: 1. September
2022



▲ Joan Didion
**Das weiße
Album**
Ü: Antje Rávik
Strubel
Ullstein, 352 S.
ET: 1. September
2022

Der literarische Schlüssel zur Geschichte und Kultur Japans



**ERSTMALS AUF
DEUTSCH**

Heike monogatari
Die Erzählung von den Heike
Übers. von Björn Adelmeier
Geb. in Kartonhülle, Fadenheftung, Lesebändchen
848 S. · 40 doppelseitige Abb. · € 80,00
ISBN 978-3-15-011385-1

Auch als limitierte und nummerierte
Vorzugsausgabe erhältlich:
ISBN 978-3-15-011420-9 · € 150,00

Das mittelalterliche Samurai-
Epos berichtet bildreich und
in kraftvoller Sprache von
Aufstieg, Herrschaft und
Niedergang der Schwertadel-
Dynastie der Heike.

Leseprobe und weitere
Informationen zum Buch:



Wiederentdeckt



SCHLÜSSEL UND INDUSTRIE

Erik Reger's »Union der festen Hand«: ein unsentimentales Röntgen-Zeitbild

VON ALEXANDER KLUY

Lebte man in Essen, entkam man Krupp nicht. Auch nicht die Familie Dannenberger. Der Vater: Grubenaufseher in einem Erzbergwerk. Sohn Hermann, Jahrgang 1893: ebenfalls bei Krupp beschäftigt. Doch bald kündigt er, wird 1924 Journalist und nennt sich Erik Reger. Durch seine scharfen Verdikte in der Essener Zeitschrift »Der Scheinwerfer« wird er zum »Karl Kraus des Reviers«. 1931 erschien »Union der festen Hand«. Es war für die Weimarer Republik nicht ungewöhnlich, dass Journalisten und Reporter auch Romane schrieben.

»Man lasse sich nicht dadurch täuschen, dass dieses Buch auf dem Titelblatt als Roman bezeichnet wird.« Ein Schlüssel-Industrie-Roman, der nicht als Ästhetikum eigeneingeordnet wird, sondern als Dokument, daher auch eine vorgeschaltete »Gebrauchsanweisung«. Reger hat mit diesem umfangreichen Buch einen neusachlichen Roman geschrieben, mitten in der Weltwirtschaftskrise. »Keine Subjektivität!« ist das Motto dieses un-bürgerlichen Entwicklungsromans, in den Reger auch journalistische Texte verbob.

1934 lebte Reger kurz in der Schweiz, kehrte nach Berlin zurück, wurde Verlagslektor, Buchautor. Ab Herbst 1945 war er Herausgeber der neuen (West-)Berliner Tageszeitung »Der Tagesspiegel«. 1954 starb er in Wien. In seiner Prosa strebte er erfolgreich nach einer »Präzisionsästhetik«. Der Roman: ein Röntgenapparat. Mehrere »Union«-Nachauflagen seit 1946 fanden wenig Echo. Vielleicht ist über Familien,

Verelendung, Demokratiegefährdung, Orientierungslosigkeit zu lesen, erst heute so bedrückend aktuell wie im Jahr 1931. ■



◀ Erik Reger
Union der festen Hand.
Roman einer Entwicklung
Schöffling & Co., 640 S.

WELTLITERATUR AUS DEN NIEDERLANDEN

Band 11 der Gesammelten Werke von Cees Nootboom enthält auf mehr als 1100 Seiten Prosa und Gedichte aus den Jahren 2016–2021.

VON KONRAD HOLZER

Der niederländische Schriftsteller wird nächstes Jahr 90. Nootboom war nie ein ausschweifender Erzähler, was er niederschrieb – und noch immer schreibt, ist präzise und klar. Auch, wenn es um großes Gefühl geht oder um seine Gedanken, die er hochkommen lässt. Sein Pathos, wenn er sich denn dazu bekennt, ist beherrscht. Unmöglich ist es, auch nur annähernd dem gerecht zu werden, was er in diesen 5 Jahren veröffentlicht hat. Der Bogen seiner Prosa beginnt beim Betrachten der Kakteen in seinem Garten, wird düster bei einer Reise zu Hieronymus Bosch, sucht nach Schönheit bei den Fotos Karl Blossfeldts und kommt zum ersten Höhepunkt bei der Sammlung von Texten über Venedig aus 40 Jahren (siehe Ausgabe 195), bevor er vorerst einmal in einem japanischen Kloster ausklingt. Susanne Schaber hilft einem in ihrer editorischen Notiz am Ende des Bandes, seine Gedichte zu verstehen. Immer schon würde ihn die Lyrik begleiten, »die Poesie sei das stetig fließende Wasser, von dem er lebe.« In Nootbooms Worten liest man das dann so: »So viele Wege/ bin ich gegangen, stets auf der Suche nach dem/ was ferner liegen müsste, und als ich es/ endlich erblickte, verschwand's wie ein Trugbild/ oder erstand als Gedicht.«

Essays zu Politik, Kunst und Literatur beschließen das Buch. Natürlich ist da auch von seiner niederländischen Heimat die Rede, aber mehr noch kommt aus diesem »riesigen Arsenal von Erinnerungen« über Spanien, jenem Land, das ihn seit den frühen fünfziger Jahren ganz und gar einnimmt. ■



◀ Cees Nootboom
Gesammelte Werke.
Band 11. Prosa und Gedichte 2016–2021
Ü: Helga van Beuningen, Ard Posthuma
Suhrkamp, 1141 S.

INTERGENERATIONELLE TRAUMATA

Dieser bahnbrechende Klassiker der afroamerikanischen Literatur ist erstmals auch auf Deutsch erhältlich.

VON MAGDA BIRKMANN

Als Gayl Jones 1975 ihren Debütroman »Corregidora« veröffentlichte, attestierte ihre Lektorin Toni Morrison, dass von nun an kein Roman über eine Schwarze Frau mehr so sein könne wie vorher. Anhand der Geschichte der afroamerikanischen Bluessängerin Ursa, die von einem portugiesischen Sklavenhalter abstammt, der sowohl ihre Urgroßmutter als auch ihre Großmutter vergewaltigte und zur Prostitution zwang, beleuchtet der Roman die durch Versklavung und sexualisierte Gewalt erlittenen Traumata, die in Schwarzen Familien von Generation zu Generation weitergegeben werden und denen auch Ursa sich nicht entziehen kann. Der Roman, von der Autorin selbst als »Blues-Roman« bezeichnet, beeindruckt vor allem durch seine Erzählform, die bewusst Techniken der Blues-Musik wie z. B. Wiederholungen, *Call-and-response* und Breaks einsetzt – eine große Herausforderung an die Übersetzerin Pieke Biermann, die dieser nicht immer ganz gerecht wird. Ihre Versuche, die in vielen der Originaldialoge verwendete afroamerikanische Umgangssprache im Deutschen nachzubilden, sind manchmal doch eher holprig geraten. Auch eine Begründung, warum ihr eine Verwendung des N-Wortes im Deutschen zwingend notwendig erschien, fehlt leider in ihrem ansonsten recht informativen Nachwort. Getrübt wird der Leseindruck dieses eigentlich mitreißenden Romans außerdem von einigen extrem homophoben Passagen, die bereits bei der Erstveröffentlichung in den 70er-Jahren von Rezensentinnen wie Audre Lorde und June Jordan stark kritisiert wurden. ■

► Gayl Jones
Corregidora
Ü: Pieke Biermann
Kanon, 220 S.



DER KOLLABORATEUR UND SEIN SONDERFÜHRER

Wie aus einem literarischen Text ein zeithistorisch brisanter wird.

VON MARIA LEITNER

1941 – die NS-Kulturpropaganda organisiert ein »Europäisches Dichtertreffen«, in der hochrangigen französischen Delegation auch Marcel Jouhandeau. 1949 erscheint im Eigenverlag »Die geheime Reise«, in der er tagebuchartige Notizen, Reflexionen – »Leidenschaft ist eine Welt für sich« – und die Liebesbeziehung zu X. vereint, unreflektiert manchmal als Jouhandeaus »plus belles pages« bezeichnet. Tatsächlich lassen einige poetische Aphorismen an Roland Barthes' »Fragmente einer Sprache der Liebe« denken, der ausgesprochene Antisemit nennt den Geliebten sogar Eloah, alttestamentarisch für Gott. Oliver Lubrich hat diesen Text und das ihm zugrunde liegende Reisetagebuch übersetzt, kommentiert und äußerst spannend analysiert. Er legt darin die historische Brisanz einer scheinbar zeitlosen Handlung offen, aber auch das durchaus vorhandene Bewusstsein einer doppelten Übertretung: verbotenes Begehren und die Hingabe an den (bewunderten) Erbfeind. Neben Antisemitismus und internationalen Zeugenberichten in Nazi-Deutschland beschäftigt sich Lubrich mit Reiseliteratur. Dieser Aspekt macht den Blick auf den Text besonders: Reisender zu sein ist immer eine Art Ausnahmezustand, erst gar für einen Künstler in einer politisch »mächtigen« Zeit.

Und X.? Gerhard Zeller, Zensor und Sonderführer im besetzten Paris, wird Ehrenmitglied der American Academy of Arts and Letters, mit dem Deutsch-Französischen Übersetzerpreis bedacht und 2010 von Jean d'Ormesson höchst gerührt gewürdigt: »Ich kannte und liebte ihn ...« ■

► Marcel Jouhandeau
Die geheime Reise
Ü: Oliver Lubrich
dwb, 256 S.



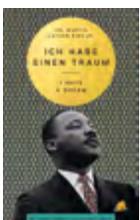
DIE VISION VON DER FREIHEIT

Die zweisprachige Erstausgabe von Martin Luther Kings zukunftsweisender Rede

VON KAROLINE PILCZ

Nicht nur zweisprachig ist diese wunderbare gebundene Neuedition der denkwürdigen Rede »I have a dream. Ich habe einen Traum« von Reverend Dr. Martin Luther King Jr., gehalten am 28. August 1963 in Washington, D.C. vor mehr als 250.000 Menschen, sondern auch optisch auf besondere Weise aufbereitet.

Das Vorwort verfasste Amanda Gorman, jene Feministin, Dichterin und jüngste Inaugurationsrednerin der Vereinigten Staaten, die stark von Martin Luther King beeinflusst wurde. Sie weist in ihren klaren und wohlgesetzten Worten auf die ungeheure Kraft von Kings Text hin, auf die Vision, die ihm inne ist, auf Kings Vortragskunst und seine Sprache. Auf ihre kurze Einleitung folgt zweisprachig abgedruckt der denkwürdige Text, der Freiheit, Gleichheit und soziale Gerechtigkeit fordert, aufgeteilt auf über zweihundert Seiten. Gegliedert in kurze und sehr kurze Abschnitte, das englische Original links, rechts die deutsche Neuübertragung. Die Textsequenzen und das Blättern der Seiten entspricht den Redepausen, die King beim Vortrag seiner Rede einst einlegte, fast meint man beim Lesen, den berühmten Bürgerrechtler und Friedensnobelpreisträger sprechen zu hören. Durch diese spezielle optische Anordnung des Textes wird Kings Rede neu erfahrbar, jedes Wort enthält das Gewicht, das ihm einst gegeben wurde. Das Buch eignet sich zum Durchlesen genauso wie zum Innehalten, zum Aufnehmen von Wort und Sprachkunst, von Inhalt und Geschichte. Sammleredition der visionären Rede, die seit den 1960er Jahren Generationen von Menschen beeinflusst hat. ■



◀ Dr. Martin Luther King Jr.
I Have a Dream. Ich habe einen Traum.
 Mit einem Vorwort von Amada Gorman
 Ü: Cornelia Hofelder-von der Tann, Daniela Seel
 HarperCollins, 253 S.

EIN WERKZEUGKASTEN IN BUCHFORM

Dem Leben Sinn verleihen: Vergriffene Frankl-Texte sind nun neu erschienen.

VON KATIA SCHWINGSHANDL

Dass in Zeiten der Krise Viktor Frankl wiederaufgelegt wird, ist gewiss kein Zufall. Der 1905 geborene Psychiater und Neurologe ist Begründer der »Logotherapie«, eine wesentlich sinnzentrierte Ausrichtung der Psychotherapie, nach Freuds Psychoanalyse und Adlers Individualpsychologie auch als sogenannte »Dritte Wiener Richtung« bezeichnet. Frankl, der seine ganze Familie im Holocaust verloren hatte und selbst überlebte, schrieb 1946 in nur neun Tagen sein bekanntestes und bemerkenswertes Werk » ... trotzdem Ja zum Leben sagen«, ein Bericht eines Psychologen in Auschwitz, der in 26 Sprachen übersetzt werden sollte.

Der Benevento-Verlag hat es sich nun zur Aufgabe gemacht, zum Teil vergriffene Texte aus dem Gesamtwerk Frankls in Form einer bibliophilen Ausgabe neu aufzulegen: »Frankl-Bücher, die man gern in Händen hält«. Den Auftakt bildet der vorliegende Band »Zeiten der Entscheidung. Ermutigungen«. Diese Texte sind von seiner Schülerin Elisabeth Lukas (siehe Foto) nicht nur ausgewählt, sondern auch mit Kommentaren unter den jeweiligen kleinen Texten – oft Fallbeispiele von Frankls Patient/innen und Analysen zum Thema Lebensbejahung, Tod, Leid und Trauer – versehen. Frankls Ansatz sei ein »Werkzeugkasten zum sinnerfüllten Leben«, schreibt Alexander Batthyány, Vorstand des Wiener Viktor Frankl-Instituts, im Vorwort. Gemeinsam mit Elisabeth Lukas, die das äußerst lesenswerte Nachwort beisteuert, rahmt er die Texte Frankls ein: »Der »Kenner der Ohnmacht« stellt sich darin als »Zeuge der Trotzmacht des Geistes« zur Verfügung.« Ein Plädoyer für den menschlichen Schöpfergeist. ■

► Viktor E. Frankl, Elisabeth Lukas (Hg.)
Zeiten der Entscheidung. Ermutigungen
 Benevento, 240 S.



ALTÖSTERREICH

Vor 90 Jahren erschien Joseph Roths »Radetzkmarsch« als Vorabdruck in der »Frankfurter Zeitung«.



VON KONRAD HOLZER

Der Stuttgarter Kröner Verlag bringt nun in der bibliophilen Reihe »Erlesenes Lesen – Kröners Fundgrube der Weltliteratur« eine Neuauflage heraus. Wenn es auch als »Das schönste Buch der Welt« (Volker Weidermann in der FAZ) bezeichnet wird und Marcel Reich-Ranicki es zu den 20 wichtigsten Romanen in deutscher Sprache zählte, dann wird doch jede und jeder von uns seinen eigenen, ganz privaten Zugang zu diesem Buch finden, der zwischen einem unhinterfragten Hineinsinken und einer doch auch kritischen Herangehensweise liegen mag. Der Literaturwissenschaftler Joachim Bark bringt nun in seinem Nachwort das Wichtigste zur Geschichte des Buchs – als der Vorabdruck begann, hatte der Autor noch kein Ende



▲ Joseph Roth
Radetzkmarsch
Kröner, 600 S.
ET: 20. September 2022

für den Roman gefunden – zu seinem Aufbau, der Rolle, die die Monarchie darin spielt, die Aspekte des Erzählens, die Bedeutung des titelgebenden Radetzkmarschs, einen Abschnitt auch über Kaiser Franz Joseph I., und schließlich über den Enkel des Helden von Solferino, über Carl Joseph. Bark fasst sich eher knapp, untermauert literaturwissenschaftlich – es tut gut, darauf aufmerksam gemacht zu werden, wie perfekt Roth gearbeitet hat – und hat dennoch auch Platz, von der »ironisch gebrochenen, unverhüllt verklärenden Sehnsucht« zu schreiben. Illustriert ist das Buch mit alten Fotografien aus der Zeit. ■

Druckgrafik der Schlacht von Solferino © Schweizer Nationalmuseum, 1860



**NICHTS IST SO
grausam
WIE DIE
WIRKLICHKEIT**

Ein Einblick in die Abgründe
der menschlichen Seele



Auf bunter Reise

Ein neuer, schmaler und ein buntscheckiger, sogar gewichtiger Band: »Bukarest Bistro« von Patricia Brooks

Getaway. So der Titel des Einstiegsgedichts. Und das erzählt auch gleich vom Davonfliegen: »aussteigen/ abspringen/ entkommen/ entschlüpfen/ entzwischen/ entrinnen/ fliehen/ fliegen: davonfliegen«. Damit ist (fast) alles schon gesagt: Die Wienerin mit dem schönen Drang zum Reisen, zum Dahinwandern, -fahren, -flanieren, sie nimmt uns als begierige Leser/innenschar mit auf ihre Reisen von Gebiet zu Gebiet, von Land zu Land, vom Loverisland ins Strandland, ins Nomadenland, ins Farawayland, ins Badland. Sie ist die leichtfüßige Reiseführerin, wir die wohl wissbegierigen Nachfolger und Mitwandererinnen.

Brooks, die Romane, Hörspiele und Radiostücke veröffentlichte, hat die nicht zu unterschätzende Idee und das Konzept zu ihrem interdisziplinären Performance-Projekt »Radio Rosa« gehabt, mittlerweile sind bereits 16 Folgen von Radio Rosa gemacht worden, mit unterschiedlichen Teilnehmenden, aus dem großen Kreis von Brooks bekannten Dichterinnen und Künstlern.

In ihrem eigenen Gedichtband legt sie mit lockeren wie wohl exakten Gedichten eine nomadische Reise vor, die vom Grand Hotel ebenso erzählen wie von Kindertagen und von Biarritz im April. Man kann dabei einer Autorin folgen, die mit leichten Strichen und wenigen Zeilen ins Bukarest Bistro führt, zum Beispiel, wo sie »endlich hier gelandet/ und in den Balkan/ eingetaucht sind«. Mit etwas Muße und Pausen zwischendurch ist damit eine buntscheckige Reise anzutreten. Eine mit Amusement und eine mit wunderbaren Eindrücken auch. ■

Zärtliche Annäherungen

Lippen wie das letzte Stück Baklava



▲ Patricia Brooks
Bukarest Bistro
edition nikra,
71 S.



▲ Ozan Zakariya
Keskinkılıç
Prinzenbad
Elif, 82 S.



▲ Christine Langer
Ein Vogelruf trägt
Fensterlicht
Kröner Edition
Klopfer, 160 S.

Mit seinem ersten Lyrikband spannt der Politikwissenschaftler und Lyriker Ozan Zakariya Keskinkılıç einen zärtlichen Bogen von familiären Erinnerungen über kritische Beobachtungen zu erotischen Begegnungen mit anderen Männern. In seinen gedichteübergreifenden Erzählungen verwebt er Alltag mit poetisierten Bildern, macht aus Begegnungen zärtlich beschriebene Annäherungen an eine bildreich nachfühlbare Intimität. Trotz der durchscheinenden Zärtlichkeit, oder gerade wegen ihr, bekommt die kritische und klare Analyse von Gegenwarts-kultur und die in sie eingeschriebenen Hierarchien umso mehr Gewicht. Keskinkılıç legt offen, wie die Biografie einer arabisch-türkischen Familie für viele zu kompliziert scheint, doch Keskinkılıç schreibt dagegen an und macht diese biografisch-familiären Stationen sichtbar: »türke, hab ich gesagt, eigentlich araber, nur versteht/ das keiner.«

Die Orte, an die uns Keskinkılıç mitnimmt, sind vielfältig: das titelgebende Prinzenbad ebenso wie der Eingang einer Moschee oder ein Bett, auf dem das lyrische Ich sich in Netflix-Folgen und Küssen verliert. Hier steht türkisches Vokabular genauso auf dem Çay-Tablett wie andere Sprachbausteine, der digitalen Alltagskommunikation entliehen: »den influencern auf einem Kanu, auf einem floß, auf/ einer aufblasbaren ente werd ich mich ausregnen.« Keskinkılıç war bereits vor seinem Band in Anthologien und Zeitschriften als Lyriker sichtbar, aber mit seinem Debüt versammelt sich seine poetische Kraft und Intelligenz endlich in einem Band. ■

Übungen im Poetischen

Kontemplative Verse mit Nachdruck: Der fünfte Gedichtband der deutschen Autorin Christine Langer

Es sind schöne Titel vor die einzelnen Buchteile gespannt, beginnend mit »Die Zeit zu sehen hinüber die Ahornspitzen/ Als wäre das Leben ohne Gewicht«. Da wird es eigenwillig, elegant und lyrisch auch. Und damit »werden Innen, Außen, Hörbares, Sichtbares, Mensch und Tier und damit Sprechen und Schweigen in die Schwebe gebracht«, wie Mirko Bonné in der Nachbemerkung zum Band der Christine Langer schreibt.

Die Autorin ist u. a. Chefredakteurin einer in den Kreisen wohlbekanntesten Literaturzeitschrift, »Konzepte«, und veröffentlichte eigene Lyrik in Anthologien, Zeitungen, Zeitschriften. Sie ist also eine durchaus dezente Lyrikerin, über die ihre Kollegin Ilma Rakusa bemerkte: »Christine Langers Verse kommen auf Flügeln daher und verleihen auch dem Leser Flügel der Leichtigkeit und Phantasie«.

Vier Gedichtbände hat sie bereits gemacht, und sie kommt im vorliegenden Buch gemessen zur Klarsicht: etwa in den »Übungen im poetischen Sprechen«. Diese Übungen sind wahrlich gelungene kurze Episoden, die uns zum Nachdenken, zum Nachschmecken verleiten. Bilder, die erst im Nach-Lesen einen anpacken, nicht extrem und nicht laut, sondern wie auf Katzenpfoten daherkommend. »Das ist poetisches Denken, sagst du,/ Dieses Befinden zwischen Bewegung und Stillstand,/ Schließ die Augen, ich lese dich auf« – Momente aus dem Leben und dem Traum und der Kontemplation. Bleiben wir dabei und »Warten auf die Sonnen,/ Lampenlicht fällt durch den Türspalt./ Im dunklen Regal stehen Bücher/ Über die Donaumündung ins Schwarze Meer«. ■

Nils Jensen

Nils Jensen

Kevin Junk

Kerstin Beckers Poesie
ist ein Überlebenssystem.

TRI- TRA- TRAUMATA

VON ALEXANDRU BULUCZ



Der Titel des neuen Gedichtbands von Kerstin Becker ist sein poetologisches Programm. Gleich im ersten Text fällt ein lyrisches Ich aufgrund eines »Mysteriums« in Ohnmacht. Ein »Evatest«, ein Schwangerschaftstest, bringt ein winziges Licht ins Dunkel, als würden Straßenlaternen »gelbe elektrische Eier ins Dunkel« legen: Das Ich ist weiblich, es ist schwanger, aber in ihm wächst nicht ein Kind heran, wie man sonst sagen würde, sondern »ein Kleines«. Das Mysterium ist das Kleine selbst, und es wird mit der Zeit immer größer. Es ist das bis zum Tod undefinierbar bleibende Leben an sich, von dem hier die Rede ist.

Beckers Dichtung steht in der langen Tradition der Mirakel- und Mysteriendichtung. Oder anders: Ihre Literatur ist eine sich im Dunkel vortastende weibliche Suchbewegung um einen geheim bleibenden Kern: »der erste Abend in der Außenwelt fließt/ mit ausflockender Dunkelheit wie Fruchtwasser ins Dorf/ in all unsere Poren«, heißt es in einem Gedicht ohne Titel. Und in »Fütterung«, dem der Bandtitel entnommen wurde, ist es wieder eine Frau, die mit dem Dunklen in Verbindung gebracht wird: »ihre schweren Brüste stillten/ [...] das gesamte hungrige Dunkel ringsum«. Die Frau, um die es geht,

steht stellvertretend für Arbeiterinnen, die sich in ihrem Leben, trotz ärmlicher Verhältnisse, behaupten. Sie lebt in einem »Block«, sie ist »müde«: »sie musste, ich wette, zur Arbeit, die körperlich war«, spekuliert das Ich. Man wird darin auch autobiografische Züge der Autorin hineinlesen: Becker, 1969 bei Chemnitz geboren und also Zeugin von zwei politischen Systemen, hat unter anderem als Schriftsetzerin, Friedhofsgärtnerin und Landarbeiterin gearbeitet, bevor sie Anfang der Nullerjahre freie Schriftstellerin wurde.

Becker unterläuft in ihren Bildführungen geschickt Erwartungen, so zum Beispiel in »Visite (2018)«, wo es um ein krankes Ich, um Sprache und Zeitvorstellung angesichts von Krankheit und drohendem Tod und um einen zu ignorierenden »Tierkörper« geht. Geräte, die bei schwierigen Geburten eingesetzt werden, kommen hier wegen der Sprache zum Einsatz: »wer holt die Klumpen die verfitzte Sprache aus mir raus/ mit Saugglocke mit Zange oder was man sonst noch an/ Gerät für derlei brauchbar zähle/ sie steckt verkeilt in meiner Kehle«. Es ist ein großartiges Buch, welches sich der universalen Themen des Lebens annimmt und »das Überlebenssystem begreifen« will. ■



▲ Kerstin Becker
Das gesamte
hungrige Dunkel
ringsum
Edition Azur, 72 S.

Foto: Kerstin Becker © Dirk Skiba



ca. 220 Seiten, gebunden, Lesebändchen
EUR 21,00
ISBN 978-3-99029-539-7
Erscheinungstermin: September 2022

MICHEL JEAN

geboren 1960, ist Innu aus der Gemeinde Mashteuiatsh am Lac Saint-Jean (Québec). Nach einem Studium der Geschichte und Soziologie arbeitet er seit 1988 als Journalist und Moderator für die französischkanadischen

Fernsehsender Radio Canada Info und, seit 2005, TVA Nouvelles. Er ist mit acht Romanen und zwei Anthologien mit Erzählungen indigener Autorinnen und Autoren aus Québec einer der wichtigsten indigenen Autoren Québecs. Im Oktober 2021 erschien sein Roman *Tiohtia:ke* (Montréal in der Sprache der Mohawk). Sein Roman *Kukum* verkaufte sich weit über 100.000 Mal in Québec und wurde im Herbst 2020 mit dem renommierten Prix littéraire France-Québec und im Herbst 2021 mit dem erstmals verliehenen Prix littéraire Nature Nomade ausgezeichnet.



Dieser Roman erzählt das Schicksal von drei jungen Innu, Marie, Virginie und Thomas, die im August 1936 ihren Familien entrissen und mit dem Flugzeug in das 1000 km entfernte Internat Fort George in der James Bay gebracht wurden, wo es ihnen verboten war, ihre Sprache zu sprechen, sie nur noch eine Nummer waren und hilflos brutalen Übergriffen und sexuellem Missbrauch von Seiten der Mönche und Nonnen ausgesetzt waren, die sie „Wölfe“ (maikan) nannten.

Michel Jean wendet sich in seinem erstmals 2013 erschienenen Roman einer der finsternen Perioden der Geschichte Kanadas zu, die bis heute nicht wirklich aufgearbeitet ist. Durch die Funde von gut 1000 Überresten von Leichen indigener Kinder in Massengräbern in der Nähe ehemaliger Umerziehungsinternate 2021 und Anfang 2022 bekommt dieser erschütternde Roman noch einmal eine neue Aktualität und Brisanz.

Wieser Verlag
www.wieser-verlag.com

A-9020 Klagenfurt/Celovec • 8.-Mai-Straße 12
Tel. +43 (0)463 37036 • Fax +43 (0)463 37635
office@wieser-verlag.com

Wieser

© Foto: ulienlaugere.com

Im Schatten von Freud und Kinsey

Das Berliner Institut für Sexualwissenschaft – auch politisch von Belang

Die Bahnhofstation »Zoologischer Garten« im Berliner Bezirk Tiergarten ist auch heute noch Treffpunkt der sogenannten Stricherszene. Über den Stadtteil schrieb der deutsche Arzt und Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld vor etwas mehr als 100 Jahren: »Auf drei weit auseinander gelegenen Wegen halten sich Weiber, auf zweien Männer feil. Während in der Stadt die weibliche und die männliche Prostitution durcheinander flutet, hat hier jede ihren ›Strich‹ für sich.«

Dort hatte Hirschfeld auch 1919 das Institut für Sexualwissenschaft gegründet, das 1933 nach vielen Anfeindungen und tätlichen Angriffen gegen seine Person von den Nationalsozialist/innen geplündert wurde. Es wäre unangebracht, sein wissenschaftliches Werk als vergessen zu bezeichnen, aber der Weltruhm Sigmund Freuds oder Alfred Kinseys wurde ihm nicht zuteil. Umso interessanter ist die umfassende Entstehens- und Vergehensgeschichte des Instituts, die der Medizinhistoriker Rainer Herrmann in seinem Buch »Von der Liebe und dem Leid« vorlegt.

Rainer Herrmann setzt sich ausführlich mit den vielschichtigen Sexualtheorien von Magnus Hirschfeld und seinen Mitarbeiter/innen auseinander, von denen heutzutage fast nur sein Konzept des »Dritten Geschlechts«, dem er 81 Unterarten zuschrieb, breiter rezipiert wird. Zeitzeug/innenberichte über die Vernichtung des Instituts und die Schilderung der Schicksale der Institutsmitarbeiter/innen machen dieses Buch für alle politisch und historisch Interessierten zu einer Lektüre von Belang. ■

Christa Nebenführ

Beruf: Mörder verstehen

Eine auf Schwerverbrechen spezialisierte Psychiaterin schildert, wie Monster wieder zu Menschen werden.

Zarah legt am liebsten Feuer, um ein wenig Aufmerksamkeit zu bekommen. Marcus droht ständig mit Suizid, weil er nicht mehr jung und schön sein wird, wenn die Haftstrafe fürs Erdrosseln seiner Liebhaberin abgesehen ist. Tony hat drei Sexbekanntschaften zerstückt, weil er mit Schwäche und Verletzlichkeit nicht so gut umgehen kann. Am Ende der Gesprächstherapie dämmert ihm, dass es vielleicht doch vier waren. Die britische Psychiaterin und Psychotherapeutin Gwen Adshead arbeitet seit über dreißig Jahren hauptsächlich mit Mörder/innen. Schritt für Schritt gewinnt sie in langen Sitzungen ihr Vertrauen und hört ihre ganze Geschichte. Mit Unterstützung der gelernten Autorin und Dramatikerin Eileen Horne erzählt sie unaufgeregt, einfühlsam und ohne jede Wertung, was Menschen zu Monstern macht. Und zeigt, wie sie in der Psychotherapie wieder zu Menschen werden, die sich in den Abgründen ihrer Seele verirrt haben, diesem »Korallenriff [...], geheimnisvoll und komplex, immer im Wandel, voller Schönheit und Gefahr.« In elf Fallbeispielen macht sie das kaum Vorstellbare nachvollziehbar. Dabei führt sie die Leser/innen mit derselben Behutsamkeit wie ihre Patient/innen. Gerade durch diese Präzision baut sie Spannung auf wie bei einem Krimi. Wie Adshead mit Achtsamkeit und Konsequenz Menschen gewinnt, die durch eigene Schuld alles verloren haben; wie sie völlig wertfrei aus den Abgründen menschlichen Erlebens und Verhaltens berichtet und dabei das sogenannte Böse relativiert: Das ist weise. ■



▲ Rainer Herrmann
Der Liebe und dem Leid. Das Institut für Sexualwissenschaft 1919-1933
Suhrkamp, 681



▲ Gwen Adshead, Eileen Horne
Warum Menschen Böses tun. Eine forensische Psychiaterin erzählt von ihren Fällen
DuMont, 432 S.



▲ Barbara Sichtermann
Außer gewöhnliche Frauen. Visionär. Kämpferisch. Klug.
Marix, 256 S.

Besessene und Bognadete

Leichtfüßige Frauenporträts von der Antike bis zur Gegenwart

Die Weltgeschichte wurde und wird geprägt von großen Männern; nur spärlich sind die Frauen, die Geschichte schrieben oder in Kunst und Kultur wirkten, sichtbar. Aber es gibt sie, die »außergewöhnlichen« Frauen, die — sämtlichen Widerständen zum Trotz — Großes vollbrachten. Barbara Sichtermann, deutsche Schriftstellerin und Kolumnistin, vereint in diesem kurzweiligen Lesebuch Künstlerinnen, Rebellen, Revolutionärinnen, Heldinnen, Herrscherinnen, Besessene und Bognadete. In knappen fünfseitigen, sehr persönlichen und wunderbar zu lesenden Darstellungen skizziert sie Frauenleben, hebt das Besondere hervor, stellt es in einen Kontext. Es sind literarische Skizzen, geführt mit sicherer Feder; Impressionen, die als kurzweilige und abwechslungsreiche Lektüre, genauso gut aber (auch dank des Literaturverzeichnis) als Ausgangspunkt für weiterführendes Lesen dienen können. Ein Buch zum Stöbern und Durchblättern, zum Verweilen und Schmökern, zum Gedanken-Schweif-Lassen in vergangene Zeiten, zu dem, was die Welt besser und schöner gemacht hat: weibliche Momente im großen Ganzen der Geschichte. Sichtermann lässt in die griechische Welt der Dichterin und Lehrerin Sappho blicken, in den Jazz und die Improvisation einer Ella Fitzgerald, in den Kampf einer Jeanne d'Arc oder Sophie Scholl, in die Politik von Kleopatra, Elisabeth I. und Rosa Luxemburg, in die Nächstenliebe einer Mutter Theresa oder Florence Nightingale. Eine anregende, abwechslungsreiche und breit gefächerte Lektüre! ■

Karoline Pilcz

Andreas Kremla



SACHbuchREGAL

NEUES AUS DER ORNITHOLOGIE

Vögel faszinieren uns wegen ihrer unglaublichen Fähigkeiten und Schönheit.

Vögel zählen zu den meistunterschätzten Tieren. So wusste man zwar schon bisher, zu welchen Höchstleistungen Zugvögel fähig sind. Doch welche immensen Fähigkeiten sich dahinter wirklich verbergen, wird erst schön langsam klar. Ornitholog/innen wie Scott Weidensaul haben in minutiöser Kleinarbeit im Feld und im Labor etwa herausgefunden, dass die Vögel bei ihren tagelangen Nonstopflügen im Sekundentakt abwechselnd die linke und rechte Gehirnhälfte schlafen schicken und so ohne Übermüdung ans Ziel kommen. In seinem neuen Buch schildert der US-Biologe neue Forschungsmethoden und neueste Erkenntnisse – während er von seinen Reisen in alle Welt zu den Vögeln, die ihn interessieren, erzählt. Wenn die Strapazen nicht so groß wären, könnte man fast Lust bekommen, es ihm gleichzutun.

Ähnliches gilt für das großartige neue Buch des britischen Autors Jon Dunn. Er hat den gesamten amerikanischen Kontinent von Alaska bis Feuerland auf der Suche nach Kolibris durchreist. Diese kleinen Vögel faszinieren aus vielerlei Gründen – etwa wegen ihrer unglaublichen Anpassungsfähigkeit und Vielfaltigkeit; oder wegen ihrer Fähigkeit, im Stand mit 50 bis 200 Flügelschlägen pro Sekunde zu schwirren; und insbesondere wegen ihres bunten, schillernden Federkleids. Dunns Staunen über diese Wunder der

Natur ist ansteckend und man fragt sich mit ihm, wie solch vollkommene Schönheit entstehen konnte.

Eine Antwort aus berufenem Munde kommt von Richard Prum, Ornithologe an der Yale University. Charles Darwin postulierte vor eineinhalb Jahrhunderten mehrere Mechanismen, die die Evolution steuern: Neben Selektion, die zur Artenbildung führt, meinte er, dass auch die individuelle Partnerwahl, insbesondere durch Weibchen, wichtig sei. Und dabei spiele Schönheit – also das, was von Artgenossen als attraktiv empfunden wird – eine große Rolle: Diesem Mechanismus entspringt laut Darwin etwa ein prächtiges Federkleid, ein aufwendiges Balzritual oder ein schöner Vogelgesang, die allesamt für sich gesehen keinen Überlebensvorteil bringen. Diese Ansicht kam allerdings in der Wissenschaft aus verschiedensten Gründen in Verruf. Prum plädiert nun dafür, die Schönheit als evolutionäre Kraft anzuerkennen. Und zwar auch für die Entwicklung von uns Menschen und unseres Sexualverhaltens. Seine Begründung einer »ästhetischen Evolution« ist äußerst lesenswert und in sich völlig schlüssig – man wird sehen, ob das seine Fachkolleg/innen auch so sehen. ■



▲ Scott Weidensaul
Auf Schwingen um die Welt. Die globale Odyssee der Zugvögel
Hanser, 428 S.



▲ Jon Dunn
Glitzern im Grün. Auf der Suche nach Kolibris
HarperCollins, 384 S.



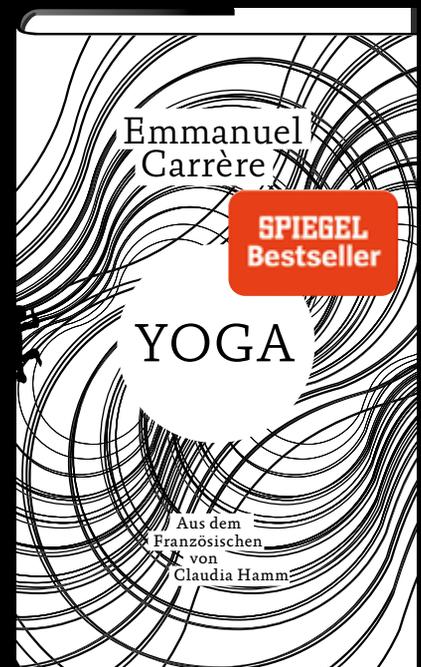
▲ Richard O. Prum
Die Evolution der Schönheit. Darwins vergessene Theorie zur Partnerwahl
Naturkunden bei Matthes & Seitz, 464 S.



»Wie soll man leben?
Wie geht man mit dem Chaos der Welt um, das einen immer wieder einholt und alle Fiktionen, die man sich eingeredet hat, zunichte macht?
Yoga, dieses Buch zwischen Dunkelheit und Hoffnung auf Licht, ist tief bewegend.«

- LE MONDE

Emmanuel Carrère
Yoga
Aus dem Französischen von Claudia Hamm
341 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag
Preis: 25,00 €
ISBN: 978-3-7518-0058-7



EIN ZERRISSENES LAND IN AUFRUHR

VON ALEXANDER KLUY

1923 war vielleicht das wildeste Jahr der Weimarer Republik. Neue Bücher leuchten die zwölf Monate aus.



▲ Frank Stocker
Die Inflation von 1923. Wie es zur größten deutschen Geldkatastrophe kam
FinanzBuch, 368 S.



▲ Christian Bommarius
Im Rausch des Aufbruchs. Deutschland 1923
dtv, 352 S.

Schulden? Ein gutes Geschäft – für Finanzminister/innen. Und nicht erst heute, erst recht vor 100 Jahren: 1923 ist Deutschland bis zur Handlungsunfähigkeit überschuldet. Bis November: Da sind die 164 Milliarden Reichsmark Kriegsschulden auf 16,4 Pfennig zusammengeschnürt. Der Grund? Eine Hyperinflation, die bis heute die fiskalpolitische Mentalität Deutschlands und Zentraleuropas tief geprägt hat. Dafür bot jenes Jahr zahllose Beispiele. Ein Laib Brot kostete im Jänner 250 Mark. Im Dezember zeichneten die Bäcker Gebäck zu unfassbaren 399.000.000.000 Mark aus. Eine Fahrkarte für eine Straßenbahnfahrt? Am 31. Oktober: 1,5 Milliarden Mark. Drei Wochen später: 150 Milliarden Mark.

Was aber genau war die Inflation von 1923? Frank Stocker, seit 20 Jahren Finanzjournalist bei der WELT, liefert den volkswirtschaftlichen Unterbau. Fast ein Drittel seines Buches widmet er den zehn Jahren vor dem »Hexensabbat von Inflation« (Stefan Zweig) und schildert erhellend klug und zugänglich das Zusammenspiel von ökonomischen und politischen Fehlannahmen. Das sollte vielleicht auch auf den Schreibtischen heutiger Politiker/innen liegen – und all jener, die wissen wollen, welche Folgen Inflation auf eine Gesellschaft haben kann und wie sie ein soziales Netz zum Zerreißen zu bringen vermag, demokratische Zukunft verdunkelt oder ins Gegenteil in lässt.

Das Jahr 1923 war somit, erzählt Christian Bommarius, jene Zeit, in der Druckereien florierten – jene nämlich, die Geld zu drucken hatten. Im November waren dies im Auftrag der deutschen Reichsbank »bis zu 133 Fremdfirmen mit 1783 Druckmaschinen«. Diese liefen Tag und Nacht. Kein Wunder: Flutete doch die Währungsinstitution das Land mit 524,7 Trillionen Mark in Papiergeld. Solche Geschichten finden sich zuhauf in »Im Rausch des Aufbruchs«. Der Titel ist gut gewählt. Rausch gab es ökonomisch, andererseits hedonistisch. Aufbruch gab es ebenso reichlich, von der Besetzung des Rheinlands und Ruhrgebiets durch französische Truppen im Jänner bis zu Hitlers Bierkeller-Putsch und Marsch auf die Münchner Feldherrnhalle am 9. November, bei dem ein Anhänger sich vor den »Führer« warf und eine Kugel abging. Deutschland war politisch zerrissen, ein besetzter Staat.

Auch die Kunst kämpfte, die Künstler und Intellektuellen. Glücklicherweise, wer wie der Journalist Kurt Tucholsky auf eine Banklehre zurückgreifen und sich bei einem Bankhaus anstellen lassen konnte. Ganz ähnlich ein Fußballer, der zum VfR Mannheim wechselte, weil man ihn mit mietfreier Wohnung und Festanstellung bei der Dresdner Bank lockte. Sein Name? Der spätere deutsche Bundestrainer Sepp Herberger. Bommarius, langgedienter Zeitungsjournalist, schreibt ausnehmend gut. Plastisch erzählt er das Kaleidoskop dieses einen Jahres, pointiert, informiert wie informativ. Dass es chronologisch geordnet wurde, ist zwar nicht wirklich originell, wohl aber unvermeidlich. Ansonsten träte die Zerrissenheit des Landes und Europas nicht so zutage. Und es würde nicht so deutlich werden, dass eine Demokratie, die wie damals sich der politisch extremen, ja extremistischen Ränder nicht effektiv erwehrt, dem Untergang geweiht ist.

Mark Jones wählt ebenfalls den Kalender als Ordnungssystem. Dieser noch junge Historiker, Assistenzprofessor am University College in Irlands Hauptstadt Dublin, ausgebildet ebendort sowie in Cambridge und Florenz, hat vor fünf Jahren

einen Band über die deutsche Nachkriegsrevolution 1918/19 vorgelegt. »1923«, recht gut ins Deutsche übersetzt, ist die Fortschreibung. Hat der Ire damals einen ausgreifenden Gewalt-Teppich als Fundament der jungen Demokratie ausgerollt, so sieht er nun die »Gewaltgeschichte« fortgesetzt. Die Schilderung »von den Wunden und dem Schmerz, von den Schreien und Hilferufen«, so Jones, gelingt ihm. Im Gegensatz zu klinisch reiner Historiografie ist er ein in überaus plastisch dargebotene grausige Details vernarrter historischer Erzähler. Er geht von einer strikt auf Berlin zentrierte Sicht auf die Ereignisse ab, schaut über die Grenzen in europäische Nachbarländer. Merkwürdig nur, dass er dabei die USA fast ganz ignoriert. Merkwürdig ebenfalls seine Neigung, führende Politiker von innen her zu schildern. Gemengelage auf bestimmte, besonders herausgearbeitete Züge der Psyche wie Sturheit oder Hass zu reduzieren, das ist historiografisch recht überholt. Es mutet merkwürdig eindimensional an, als sei das



▲ Mark Jones
1923. Ein deutsches Trauma
Propyläen, 384 S.



▲ Peter Süß
1923 Endstation. Alles einsteigen!
Berenberg, 368 S.



▲ Jutta Hoffritz
Totentanz. 1923 und seine Folgen
HarperCollins, 336 S.

Jahr 1923 ausschließlich von »großen Männern« bestimmt worden, die alles im persönlichen Aufeinandertreffen ausfochten, als sei man noch auf dem Schlachtfeld von Waterloo. Ansonsten ist Jones' Argumentation komplexer und differenzierter. »Weimar«, ein demokratisches Experiment, das scheitern musste? 1923 – ein Annus horribilis, der Sturz in die Selbstzerfleischung und in eine mörderische Diktatur ein unvermeidlicher Automatismus? Das rückt Jones zurecht. Am Ende geht er nicht recht überzeugend noch überzeugen wollend auf aktuelle polit-historische Debatten in Deutschland ein, um Demokratie und demokratische Lehren, die aus der Weimarer Republik zu ziehen sind, ein. Dass er davor im Finale Deutschland aber als »Opfer« Frankreichs einstuft, ist weit überzogen.

»1923 Endstation. Alles einsteigen!« von Peter Süß ist zwischen der ersten Ankündigung und dem Erscheinen um 50 Prozent angewachsen. Dass er mit

einer »Aufblende« einsetzt, liegt nahe, ist doch der promovierte Unternehmenshistoriker seit mehr als einem Vierteljahrhundert im Fernsehbusiness aktiv und Chefautor mehrerer Telenovelas und Daily Soaps. Das bedeutet: Seine Jahres-Erzählung setzt fast romanhaft ein, als wäre es ein in Prosa übertragenes Skript einer Folge von »Berlin Babylon«. Auch ansonsten enthebt sich der in der deutschen Hauptstadt lebende Autor nicht eines dramatischen Erzählrhythmus. »In der Neujahrsnacht tanzt Anita Berber das Laster, das Grauen und die Ekstase, und der einflussreichste Journalist Deutschlands ist angeekelt.« Kaum ein Detail lässt er unerwähnt, sei es pikant, sei es unerheblich – Hauptsache: eingeflochten. Dass die Berber vor jedem ihrer Auftritte eine Flasche Weinbrand austrinkt, muss man das wissen? Sie als »It-Girl« zu bezeichnen, ist zudem zwanghaftes Hinüberzerren in die Gegenwart. Dafür aber ist Süß' buntes Panorama ein sich wild und unterhaltsam drehendes. Schnitzler liest Brecht und findet nur Spuren von Talent,

dem Wiener gefällt Waldemar Bonsels' »Biene Maja« viel mehr. Schnelle Perspektivwechsel, rasche, harte Schnitte, Schlaglichter – ein dramatisches Jahr als fulminantes Kintopp-Ereignis.

Jutta Hoffritz, Redakteurin bei der ZEIT, irritiert von Anfang an – aus typografischen Gründen. Es bleibt bis zum Ende des Bandes schleierhaft, weshalb das, was Hoffritz aufblättert, in permanent durch Leerzeilen voneinander abgetrennte Einträge unterteilt ist. Wäre der Band kalkulatorisch zu schmal geworden, hätte man nicht jeden neuen Absatz, der typografisch eigentlich einzurücken ist, durch eine weitere Zeile ersetzt? So ist das Buch inflationär aufgeblasen, die zusammenhängende Lektüre wird nachhaltig fragmentiert. Locker erzählt Hoffritz, nah am Geschehen, präsentiert allerdings kaum etwas, das über das pittoreske Inventar von Bommarius und Süß oder Jones' Einsichten hinausgeht. ■

EINE HITZEFRONT LIEGT ÜBER EUROPA

Der Roman
zum Thema,
das uns
alle miteinander
verbindet.



Nicht eine weniger

Die Anthropologin Rita Segato analysiert lösungsorientiert den weltweiten Anstieg an Femiziden.

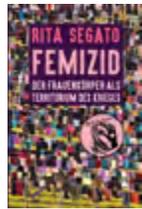
»Frauen töten nicht, die Rate mordender Frauen ist sehr niedrig, aber wir sterben ermordet – und in diesem Missverhältnis besteht die Ungerechtigkeit.« Die argentinische feministische Anthropologin Rita Segato bemüht sich in ihrem 2018 publizierten, im Unrast Verlag auf Deutsch erschienenem Werk »Femizid. Der Frauenkörper als Territorium des Krieges« um eine stärkere Differenzierung bei der Verwendung dieses Begriffes.

Während in Österreich, wo die Zahl an Morden zwar generell gering, der Anteil an Frauenmorden aber im Vergleich dazu überdurchschnittlich hoch ist, die Femizide im »privaten Umfeld« verübt werden (die Psychiaterin Adelheid Kastner konstatierte dem Land kürzlich eine solide Misogynie), ist in einem Land wie etwa Honduras nur einer von vier Morden innerfamiliär. Anhand der seit den 90ern stark angestiegenen Rate an Femiziden in Lateinamerika zeigt Segato nun auf, wie parastaatliche Kriege, die zu Unrecht als »sexuelle Gewalt« betitelt werden, systematisch auf Frauenkörpern ausgetragen werden. Allein 2019 wurden in ganz Mexiko (die Stadt Ciudad Juárez ist trauriger Gipfel des Eisberges) 3800 Frauen ermordet. Gewalt an Frauen ist funktional geworden für die Aufrechterhaltung des »Paktes der Macht«, also die dicht gesponnenen Netze an erstarkenden mafiös-patriarchalen Strukturen. Segatos Lösungsansatz ist ein zutiefst feministischer, am Begriff der Frau festhaltender: Die Politik soll häuslicher, lebensnaher – und von Frauen gemacht werden. ■

Katia Schwingshandl

Diskreditiert Dissidenz Dichtung?

Germanistische Reflektionen über das Verhältnis von Politik und Poesie



▲ Rita Segato
Femizid. Der Frauenkörper als Territorium des Krieges
Unrast, 288 S.

Gute Literatur hat im Allgemeinen nur überschaubar geringe Überschneidungen mit Politik. Schlechte Literatur hingegen ist pure Propaganda und Diktatorenlobpreisung. Natürlich gibt es Ausnahmen von dieser Regel »Politik versus Poesie« — etwa Émile Zola, Gustave Kahn, Heinrich Mann, Langston Hughes, den Brasilianer Carlos Drummond de Andrade. Oder, als jüngstes Beispiel: Amanda Gorman, die bei der Inaugurationszeremonie Joe Bidens im Jänner 2021 ihr Gedicht »The Hill We Climb« rezitierte und weltweit bekannt wurde.

Der lange an der Universität Mannheim lehrende Germanist Jochen Hörisch interessiert sich in seinem Langessay für zwei Fragen. Wie verhält es sich zum einen mit der politischen Kompetenz von Poet/innen? Sind sie diesbezüglich klüger als Förster, Friseur und Fußballerin? Und: Diskreditieren dissidente, verquere, abstruse Meinungen oder peinigend dummes Engagement ein literarisches Œuvre? Das sind große Fragen, die Hörisch von Goethe, Heine, von D'Annunzio, Céline, Pound über Christa Wolf und Heinrich Böll bis zum »Pro-Serben« Peter Handke und Juli Zeh spannt.

Man fühlt sich, weil der Dozent a. D. historischer Breite den Vorzug vor sprachlichem Elan gibt, allerdings zu oft wie in einem Hörsaal, von dem offenstehende Türen auf viele Gemeinplätze führen. Etwas zu oft ertappt man sich bei Ungeduld, der Herr Professor möge den Stoff raffen, sich biederer Urteile und vor allem seiner Neigung entschlagen, hohl lobende Adjektive zu verwenden, dafür lieber das Risiko der Originalität eingehen. ■

Alexander Kluy

Orchideenfächer

Anhand einer besonderen Pflanze entrollt die Autorin (auch) eine Kulturgeschichte.

Wer sich bei der Wahl einer Studienrichtung für vordergründig »Verschrobenes« entscheidet, wird nach wie vor mit dem abfällig konnotierten Begriff »Orchideenfächer« konfrontiert. Die Bezeichnung verweist darauf, dass die Beschäftigung mit dem Gegenstand des Interesses auf keinen praktischen Nutzen ausgerichtet ist. Sind Orchideen berechnete Platzhalterinnen für einen kapriziösen Exotismus bis hin zu einer gewissen Arroganz, die sich dem Utilitarismus verweigert?

Selbst Noemi Harnickell räumt am Anfang ihres interessanten, aufwendig recherchierten Buches ein, dass ihre Liebe zu den Orchideen erst gepflegt werden musste — wie ein zartes Pflänzchen. Zu artifiziell, zu plastikähnlich kamen ihr die Schönheiten der Natur vor, die es in unglaublich vielen Ausprägungen gibt — vom Wildwuchs bis zur sorgfältigen Züchtung. Aber da die freie Journalistin mit großer Neugier an das »Funktionieren der Zahnräder der Welt« herangeht, hat sie sich umfassend in die Geschichte der Orchideen eingearbeitet, besuchte Sammler/innen und »Hersteller« der Pflanzenmassenproduktion, ist gegeistert und hat sich in Mythologie und antike Texte eingelesen.

Wundersames, Seltsames, auch über Männer und Frauen – wie das so ist, wenn sich Kulturgeschichte entblättert — kommt zum Tragen. Und ebenso wenig Erfreuliches, wenn klar wird, dass Raub an Pflanzen weder neu noch vorbei ist: Die Knollen der Orchidee werden denselben stupiden Aberglauben geopfert, dem das Nashorn und der Tiger ihre Beinahe-Ausrottung verdanken. Ein schönes Buch, das mehr kann, als dekorative Coffeetable-Deko zu sein — wie die Orchideen. ■

Sylvia Treudl

Giorgio Parisi gibt tiefe Einblicke, wie neue Ideen in der Wissenschaft entstehen.

DER ZÜNDENDE GEDANKE, DER ZUR LÖSUNG FÜHRT

VON MARTIN KUGLER



Es gibt wohl kaum jemanden, der nicht schon einmal mit Staunen dem abendlichen Luftballett der Stare zugesehen hat: Schwarze Wolken, die aus Tausenden von Vögeln bestehen, ziehen durch die Lüfte, verändern ständig ihre Gestalt und Dichte, schlagen urplötzlich in andere Formen um. Mal sind sie fast unsichtbar, dann wieder bedrohlich dunkel. Wie die einzelnen Vögel diese Flugmanöver ohne externe Koordination und Kollisionen vollbringen, ist voller Rätsel. Unter den Forscher/innen, die mehr darüber wissen wollen, befindet sich der italienische Physiker Giorgio Parisi. Mehrere Jahre lang hat er gemeinsam mit Kolleg/innen aus Physik und Biologie 3D-Bilder der Schwärme erstellt, um daraus die Flugbahnen und Reaktionen einzelner Vögel zu ermitteln. Physiker/innen seien für solche Aufgaben prädestiniert, meint Parisi, denn sie sind ja die Spezialist/innen für Flugbahnen – normalerweise bloß für jene von Elementarteilchen oder Planeten.

Der Vogelflug hat aber auch eine innere Verwandtschaft zu Parisis anderen Forschungsthemen – wie etwa Quantenchromodynamik, Teilchenphysik oder Materialforschung. Das Gemeinsame ist, dass es sich um komplexe ungeordnete Systeme handelt: Dabei sind die einzelnen Elemente – also Vögel oder Teilchen – miteinander verknüpft. Sie beeinflussen sich gegenseitig, und überdies verändert der Zustand des Systems als Ganzes die Eigenschaften der Elemente. Zusammengenommen erzeugen solche Systeme ein deutlich komplexeres Verhalten, als man aus den Eigenschaften der Teile ableiten kann. Ein Beispiel für diese »Emergenz« ist eben die Form des Vogelschwarms, die sich aus dem Verhalten der einzelnen Tiere – die für sich einfachen Regeln gehorchen – ergibt.

Ähnliche Abhängigkeiten vom Zustand der Nachbarelemente sowie vom Gesamtsystem gibt es zum Beispiel auch bei sogenannten »Spin-Gläsern«. Das sind glasartige Metalllegierungen, die hinsichtlich ihrer Magnetisierung ein sehr komplexes Verhalten zeigen. Eine der großen wissenschaft-

lichen Leistungen Parisis ist es, diese sonderbaren Materialzustände mathematisch beschrieben zu haben – dafür wurde er 2021 mit dem Physik-Nobelpreis ausgezeichnet. In seinem neuen Buch beschreibt Parisi im Detail, wie es zu seinen Erkenntnissen kam. Die einzelnen Kapitel folgen dabei keinem durchgehend roten Faden. Es handelt sich, anders als der Titel suggeriert, um kein Sachbuch, das den Vogelflug oder allgemein komplexe Systeme systematisch erklärt. Überdies muss kritisch angemerkt werden, dass nicht alle Teile und Argumente für Physik- und Mathematik-Laien leicht verständlich sind. Das Buch hat aber andere Qualitäten: Es bietet tiefe Einblicke, wie Wissenschaft funktioniert, wie Ergebnisse aus verschiedenen Disziplinen zusammenfließen und neuen Erkenntnissen den Weg bereiten können. Wenn zum Beispiel Phänomene aus ganz unterschiedlichen Fachgebieten mit denselben mathematischen Strukturen beschrieben werden können – etwa die Wellenausbreitung in Getreidefeldern oder in Lichtleitern – führt dies häufig zu einem sprunghaften Erkenntniszuwachs.



▲ Giorgio Parisi
Der Flug der Stare. Das Wunder komplexer Systeme
S. Fischer, 144 S.
ET: 31. August 2022

Hochspannend sind auch Parisis Ausführungen, wie neue Ideen und Lösungen wissenschaftlicher Probleme entstehen. Die Basis dafür ist exzellentes Fachwissen und die Fähigkeit, ein Problem scharf zu formulieren, rational zu analysieren und eine Lösung beweisen zu können. Doch häufig kommt dazu, dass eine neue Idee zuerst einige Zeit, manchmal Jahre, im Kopf reifen muss, währenddessen sich die Forscher/innen mit anderen Dingen beschäftigen – bis plötzlich aus einem ganz anderen Zusammenhang der zündende Gedanke kommt, der zur Lösung führt. Wie die Wissenschaftsgeschichte zeigt, ist überdies eine gewisse Intuition, ein Gespür für ein Fachgebiet von Bedeutung für wissenschaftliche Fortschritte. So gesehen, folgert Parisi, spielt selbst in der Wissenschaft das Unterbewusste eine große Rolle. ■



Was kommt noch nach,
wenn die Babyboomer
gegangen sind?
Vier Autor/innen fragen sich
das aus ganz unterschied-
lichen Blickwinkeln.

EINE GENERATION IN DER ÜBERMACHT

VON ANDREAS KREMLA

»Babyboomer« heißen die Jahrgänge von 1955 bis 1969, weil in der westlichen Welt niemals zuvor oder danach so viele Menschen zur Welt kamen wie in diesen Jahren. Nun verlassen diese allmählich den Arbeitsmarkt und die Schaltzentralen der Macht. Mit dem Abgang dieser mächtigen Generation geht auch eine Ära zu Ende. War lange Zeit Vollbeschäftigung ein hehres, selten erreichtes Ziel, gilt es nun oft, ausreichend Arbeitskräfte zu finden. Welches Erbe hinterlässt diese riesige Kohorte den jüngeren, schmaler aufgestellten Generationen – und was bedeutet das für deren Zukunft?

Marlen Hobrack hat gesellschaftliche Entwicklungen in Nahaufnahme festgehalten. In »Klassenbeste« erzählt sie die Geschichte ihrer Mutter, die es in ihrer Arbeitsbiografie auf satte 55 Dienstjahre bringt – als Fleischverkäuferin, Hilfsbuchhalterin, Putzfrau und als Verwalterin in einem DDR-Gefängnis. Zugleich erzählt die Autorin ihre eigene Lebensgeschichte: Das ist jene einer 35-jährigen Literatur- und Medienwissenschaftlerin, die als

Journalistin u.a. für die ZEIT und EMMA schreibt: Nach der »Wende« sei für kurze Zeit das Fenster offen gewesen, um den Aufstieg aus der Arbeiterklasse zur Akademikerin zu schaffen. Hobracks Familienalbum glänzt vor allem durch Tiefenschärfe. Die real existierenden gesellschaftlichen Bedingungen in Ost- und Westdeutschland trifft sie ebenso präzise wie unromantisch. Für einfache Arbeiter/innen waren diese hüben wie drüben ähnlich: »Sich abstrampeln und trotzdem eins auf den Deckel bekommen«. Im gängigen feministischen Diskurs sei dies nur selten Thema – und wenn, dann in einer Sprache, die Menschen wie ihre Mutter niemals erreichen kann. Für diese prägt sie den wunderbaren Begriff der »Fallschirmmutter«, die im Gegensatz zur stets herumschwirrenden Helikoptermutter genau dann da sei, wenn man sie wirklich braucht – manchmal auch, um einem den notwendigen Kick zu geben, um abzuspringen. Allein diese kleine These ist es wert, die sehr konkrete Geschichte zweier Frauen aus zwei Generationen zu lesen.



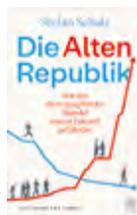
▲ Marlen Hobrack
Klassenbeste.
Wie Herkunft unsere Gesellschaft spaltet
Hanser, 224 S.

Auch Thomas E. Schmidt legt seine Generationen-Exegese »Große Erwartungen« biografisch an. Im Vergleich zu Hobarck verwendet er eher das Weitwinkelobjektiv. Seine persönliche Geschichte bildet den Hintergrund einer kleinen Tour durch die gesellschaftlichen Entwicklungen der letzten 60 Jahre. Diese hat der gelernte Philosoph und Germanist oft aus nächster Nähe miterlebt: Er arbeitete in Kulturredaktionen des ZDF, der Frankfurter Rundschau und der ZEIT. Seine persönlichen Schnappschüsse sind zugleich politische Bilder von den Resten der Nachkriegszeit über Wirtschaftswunder, RAF-Terror, Wiedervereinigung bis zur gegenwärtigen Debatte um die Ablöse der Generationen und deren gemeinsame Klimasorgen. Darunter finden sich einige historisch signifikante Momentaufnahmen: Der Autor trifft Willy Brandt im Wahlkampf, ist bei Siegfried Unseld zum Abendessen eingeladen und begegnet Rainer Werner Fassbinder auf der Tanzfläche. Seine breite, wirtschaftlich starke und großteils optimistische Generation verteidigt er gegen eine Sichtweise, in der von den Babyboomern »nur noch diese eine Eigenschaft bleibt, den Klimawandel angetrieben zu haben«. Schmidt gelingt es, deutsche Geschichte als seine Geschichte zu erzählen, ohne dass er dabei sein Land oder seine Leser/innen vereinnahmen würde. Letzteren steht es offen, was sie aus Schmidts Thesen zu seiner Generation machen.



▲ Thomas E. Schmidt
GROSSE ERWARTUNGEN
Die Boomer, die Bundesrepublik und ich
Rowohlt, 256 S.

Stefan Schulz geht in »Die Altenrepublik« über individuelle Lebenswege hinaus zum großen demografischen Dilemma. Als Journalist hat er u. a. für die FAZ geschrieben und sich in den letzten Jahren auf Podcasts spezialisiert (z.B. »Die neuen Zwanziger«). Er liefert detaillierte Zahlen für die deutsche Bevölkerung der Zukunft und analysiert die Folgen der in den nächsten Jahrzehnten stetig wachsenden Übermacht der Älteren. Um Altersarmut müsse man sich angesichts der angesammelten Vermögen keine Sorgen machen; prekär sei die Situation der Jungen, die sich oft kaum ihre Miete leisten könnten, geschweige denn Eigentum. Starke Schiefelage sieht er in der Politik: Denn um wieder gewählt zu werden, gelte es ja vor allem, die Interessen der weit größeren Gruppe, der Älteren, zu bedienen. Als Beispiel dafür bringt er den Brexit. Hätten 2016 nur die Menschen darüber abgestimmt, die heute noch am Leben sind, wäre Großbritannien in der EU geblieben. Auch die Klimakrise betrachtet er als Frage der Verteilung zwischen Älteren und Jüngeren. An die Politik appelliert er, dass es dringend an der Zeit sei, gegenzusteuern und gesellschaftliche Rahmenbedingungen zu schaffen, die es leichter machen, Nachwuchs in die Welt zu setzen — von Kinderbetreuungsplätzen bis zu leistbarem Wohnen. Manchmal fehlt es in der Darstellung seiner gründlichen Recherche an Präzision. Aber Schulz' Analyse von wenig beachteten Aspekten der Demografie geben einen spannenden Ausblick auf mögliche gesellschaftliche Entwicklungen.



▲ Stefan Schulz
Die Altenrepublik. Wie der demographische Wandel unsere Zukunft gefährdet
Hoffmann und Campe, 224 S.
ET: 3. September 2022

Den weitesten Bogen spannt David Christian in »Zukunft denken«. Seine Erforschung unseres Denkens über das Morgen beginnt er mit der Erklärung, wie Bakterien Trends erkennen. Weiter geht es über die ersten Tiere mit Nervenzellen zu den Säugetieren und Menschen — und da gleich zur Philosophie, Theologie und Quantenphysik und ihrem

Verständnis von Zukunft. Das ist erst der Anfang einer riesigen Galerie von Gedanken darüber, wie wir wissen können, was kommen wird. Der amerikanisch-australische Historiker gilt als Begründer der »Big History«, die versucht historische und biologische Entwicklung als großes Ganzes zu denken. In diesem neuartigen Genre hat er bereits mehrere Bestseller vorgelegt; zuletzt »Die Geschichte der Welt. Vom Urknall bis zur Zukunft der Menschheit« (Hanser, 2018). Wechselnde Generationen beschäftigen Christian vor allem dort, wo es um die Verteilung der Ressourcen zwischen Heute und Morgen geht. Trotz zahlreicher zitierter Studien zur Klimakrise sieht er »ein neues Bewusstsein für die planetaren Grenzen vieler Wachstumstendenzen«. Gegen Ende werden die von Christian gedachten Zukünfte immer weiter und dehnen sich über Jahrtausende und bis in ferne (oder noch gar nicht entstandene) Galaxien aus. Auch bei komplexen Gedanken kann man dem Autor dank seiner klaren und plastischen Sprache stets gut folgen. Christian gelingt es, die biologischen Voraussetzungen gesellschaftlicher Entwicklungen auszuleuchten. Wenn man sich auf das Experiment einlässt, Zukunft vom Bakterium bis zum potenziellen Leben auf anderen Planeten durchzudenken, wirkt dieses umfassende Panoptikum sehr inspirierend.

Wer wissen will, wie gesellschaftliche Entwicklung heute erklärt wird, und was sie uns morgen beschenken könnte, kann hier je nach Vorliebe zugreifen: von der ganz persönlichen bis zur weltumspannenden Perspektive. Alle vier Werke haben dabei eines gemeinsam: Sie regen an weiter zu denken, wie es mit uns weitergehen könnte. ■



▲ David Christian
Zukunft denken.
Die nächsten 100, 1000 und 1 Milliarde Jahre
Aufbau, 378 S.



WIDER DAS VERGESSEN

In ihrem bewegenden Debütroman rekonstruiert Shelly Kupferberg die Geschichte ihres Urgroßonkels »Isidor«, dessen schwindelerregender Karriere in die Beletage Wiens die Nazis 1938 ein jähes Ende setzten.

VON DAGMAR KAINDL

Er war es, schon von Berufs wegen, gewohnt, klare Urteile zu fällen. Doch dieses eine Mal ließ ihn sein sonst so ausgeprägter Scharfsinn im Stich. Weder Ansehen noch Vermögen noch gute Beziehungen schützten den Rechtsanwalt Isidor, eigentlich Israel, Geller, als die Nazis 1938 einmarschierten. Schon einen Tag danach, am 13. März, einem Sonntag, holten sie ihn ab – verraten von seinen Bedienteten, die nun, als es opportun erschien, ihre wahre Fratze zeigten. Nach drei Monaten hatten die Nazis den in der Karajangasse 14 in »Schutzhaft« Genommenen (unter den Inhaftierten waren auch Bruno Kreisky und der Kabarettist Fritz Grünbaum, der in Dachau ermordet wurde) so weit, dass er ihnen seinen Besitz überschrieb. Er starb am 17. November 1938, eine Woche nach dem Pogrom, gebrochen an Leib und Seele, an den Folgen der Folter in seiner Wohnung in der Canovagasse 7. Eine in der Haft unbehandelte Blutvergiftung hatte sein Herz angegriffen.

Dass wir heute von ihm wissen, ist seiner Urgroßnichte, der renommierten Berliner Journalistin Shelly Kupferberg, zu verdanken, die sich in Wien auf die Spurensuche gemacht hat. Was sie dabei erlebt und anhand von Briefen, Erzählungen und Dokumenten zusammengetragen hat, ist in ihrem berührenden und bestürzenden Debüt »Isidor« nachzulesen, das eines der finstersten Kapitel österreichischer Geschichte aufdeckt: die vorausseilende Niedertracht der heimischen Volksseele, die sich schon lange vor den Novemberpogromen u. a. in den sogenannten »Reibpartien« entlud – eine österreichische Grausamkeit, die sogar die Nazis in Deutschland verblüffte. Auch das war eine: Am 25. April 1938, nur fünfzehn Tage nach der Volksabstimmung über den »Anschluss«, wurde Isidors Neffe Walter – Shelly Kupferbergs Großvater – mit anderen Juden in ein Turnheim getrieben, um dort die Exkremamente junger Na-

zi-Bengel aufzulecken. Er entkam, weil er einen ehemaligen Schulkameraden unter ihnen entdeckte, der ihn laufen ließ. Im Sommer 1938 konnte er sich nach Palästina retten und später gerade noch seine Eltern nachholen. Isidors Brüder Rubin und Nathan flohen in die USA. Aber Walters Onkel väterlicherseits wurden alle von den Nazis ermordet.



▲ Shelly Kupferberg
Isidor.
Ein jüdisches
Leben
Diogenes, 256 S.

»Großvater Walter« – das ist der in Wien aufgewachsene, 2000 verstorbene bedeutende Historiker Walter Grab, der das Institut für Deutsche Geschichte an der Universität Tel Aviv gründete. Auch von ihm erzählt Shelly Kupferbergs Buch. Und auch diese darin geschilderte gespenstische Szene hat sich genauso zugetragen: Als Walter Grab 1956 zum ersten Mal nach dem Ende des Krieges wieder nach Wien kommt (damals erwog er noch, die Stadt wieder zu seinem Lebensmittelpunkt zu machen), sucht er sein altes Wohnhaus am Bauernfeldplatz auf. Von den ehemaligen jüdischen Nachbarn ist keiner mehr da. Nur das frühere Hausmeisterehepaar wohnt noch immer dort, allerdings nicht mehr im ersten, sondern im dritten Stock. Als man Walter dort öffnet, erkennt er einige Möbel seiner Familie und seiner ehemaligen Nachbarn in der Wohnung wieder. Der zu Tode erschrockenen Hausbesorgerin entgleisen bei seinem Anblick die Gesichtszüge. »Der Jud' is wieda doa!«, ruft sie ihrem Mann zu. Und der antwortet: »Sag koa Wort!«. Ihr Großvater, erinnert sich Shelly Kupferberg, »war immer ein stolzer Koloss gewesen. Und als er dann alt und gebrechlich wurde und anfang zu weinen, wenn er darüber sprach – das hat mir das Herz gebrochen. Da merkte man nochmals diesen ganzen Schmerz. Er hat ja immer wieder gesagt: Der Rauswurf aus Wien war mein erster Tod. Und er hat es nicht nur so gesagt. Man spürte, dass es so war.«

Isidor Geller hätte die Mittel besessen, sich in Sicherheit zu bringen. Weshalb er es nicht tat? »Viele dachten, ich habe mich doch so was von bewiesen und so viel für dieses Land getan, ich kann nicht gemeint sein.«

Dabei begriff der aus ärmsten Verhältnissen in Ostgalizien stammende Sohn eines Talmudgelehrten schon als junger Mann, dass ihm sein Geburtsname im Wien des Bürgermeisters Lueger keine Türen öffnen würde: Aus Israel wurde Isidor, manchmal auch Innozenz oder Ignaz, später trat er aus der Kultusgemeinde aus. Sein anschließender Aufstieg war schwindelerregend: 1908 folgte er seinem Bruder David zum Studium der Rechtswissenschaften nach Wien (später kamen seine Mutter und seine Schwester nach, die im neunten Bezirk einen Hutsalon eröffnete). Bei Kriegsausbruch war er schon leitender Direktor der »Häute und Lederzentrale AG« und als solcher vom Wehrdienst befreit. Das auf dem Schwarzmarkt Abgezweigte investierte er in Aktien: Nach dem Zusammenbruch der Monarchie war er mehrfacher Millionär. Seit 1922 durfte er sich Kommerzialrat nennen, 1926 wurde er wirtschaftlicher Berater des österreichischen Staates. Er residierte standesgemäß zunächst in der Dapontegasse 9 und ab 1928 in der Belletage der Canovagasse 7, gleich hinter dem Musikverein. Dort, im Stadtpalais des Freiherrn Eugène de Rothschild, versammelte er jeden Sonntag die bessere Gesellschaft Wiens um den Mittagstisch und ließ sich regelmäßig in der Oper und im Theater blicken. Er trug seinen Reichtum stolz vor sich her, exzentrisch und nobel zugleich, ein großzügiger Patriarch.



▲ Isidors Geliebte Ilona Massey in Hollywood, ca. 1940

Sein Privatleben (nach zwei gescheiterten Ehen) war nicht weniger schillernd: Seine ungarische Geliebte Ilona Hajmássy, der er mittels einer generösen Spende einen Auftritt am Operntheater, der heutigen Staatsoper, verschaffte, brachte es später unter dem Namen Ilona Massey zu einem Stern am Hollywood *Walk of Fame*. Was wurde aus Isidors Bittbrief an sie, den er Walter kurz nach seiner Haftentlassung diktierete? Als er noch hoffte, zu ihr in die USA zu emigrieren? – Ein ungelöstes Rätsel, wie so viele.

Was bleibt von einem Menschen übrig, wenn nichts von ihm übrig

bleibt? Ein in roten Samt gebettetes Silberbesteck und ein Leitfaden durch die Kunst französischer Etikette, den sich Julius Streicher, Herausgeber des antisemitischen Hetzblattes »Der Stürmer«, für seine aus ganz Europa zusammengeraubte Bibliothek einverleibt hatte.

Als hätte es ihn nie gegeben: In der Canovagasse weiß man nichts mehr von Dr. Isidor Geller. Und es ist »eine Ironie der Geschichte«, dass sich in seinen ehemaligen Räumlichkeiten heute eine Rechtsanwaltskanzlei befindet. Wo sind Isidors Gemälde, wo seine Kunstschatze? Die österreichische Republik pflegte ja einen bekanntermaßen laxen Umgang mit NS-Raubkunst. Nichts, was seitenweise in den Akten des Österreichischen Staatsarchivs aufgelistet ist, ist noch da. Was ist mit den Dingen, die die Nazis »freigegeben« hatten und die er im Fall seiner Flucht zu Ilona hätte ausführen »dürfen«? »Diese Dinge haben Wien nie verlassen. Das Palais wurde offenbar nach seinem Tod von allen möglichen Leuten, die sich daran bereichert haben, ausgeräumt: Sachverständige, möglicherweise auch kunstaffine Menschen.«

Am Ende seines Lebens (er wurde nur 52 Jahre alt) fand Isidor zur Religion seiner Vorfahren zurück: Er bekam ein Grab im jüdischen Teil des Wiener Zentralfriedhofs, wo sich Fuchs und Reh gute Nacht sagen.

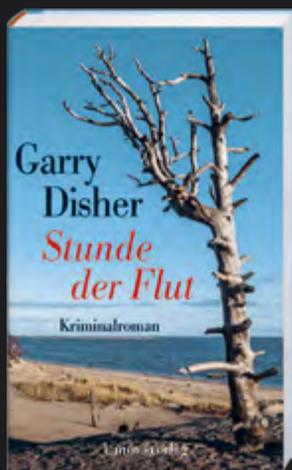
»Die Recherchen vor Ort«, sagt Shelly Kupferberg, »waren aufregend. Die Wege nachzugehen, von denen ich ahnte oder wusste, hier müssen Walter oder Isidor langgelaufen sein, das hat mich sehr berührt. Da floss auch schon mal eine Träne.« Das Palais, Isidors ehemalige Wohnung zu besichtigen, »war aufwühlend und gab mir nochmals eine Idee davon, wie er tatsächlich gelebt hat. Auch wenn es dem Isidor nichts mehr nützt: Dass ich diesem Menschen seine Geschichte wiedergegeben habe, das hat auch etwas Schönes. Und auch für sich da nochmals etwas rauszuziehen, ist vielleicht etwas Kleines, aber es ist etwas.«

Eine große Geschichte wider das Vergessen, wichtiger denn je. ■

► Das Interview mit Shelly Kupferberg über »Isidor« zum Nachlesen auf buchkultur.net



▲ Isidor (rechts) mit Ilona Massey in einem Kurort in Österreich, ca. 1930.



Garry Disher

»Wieder hat Disher einen provokanten, hochaktuellen Krimi erschaffen. Treffend erfasst er die Mischung aus Loyalität, Pflichtgefühl, Verbitterung und Liebe, die alle Familien bestimmt. Ein Roman über die hartnäckige Unfähigkeit, sich zu ändern.« *The Guardian*

Aus dem Englischen von Peter Torberg
336 Seiten, gebunden

Unionsverlag



LANDARBEITER DER LITERATUR

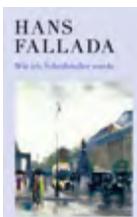
Hans Fallada komprimiert
sein unstetes Leben gekonnt.

VON JOHANNES LAU

Wer am Tiefpunkt noch um Rat gefragt wird, muss zuvor großen Eindruck gemacht haben. So steht Hans Fallada 1946 erneut am Abgrund. In nur knapp vier Wochen verfasst er sein Meisterwerk »Jeder stirbt für sich allein« — »dieses aussichtslose Buch, ohne Jugend, ohne Hoffnung, ohne Liebe«. Danach bricht sein morphiumabhängiger Schöpfer wieder einmal zusammen. Aber auch auf der Entzugsstation kann der Süchtige das Schreiben nicht lassen:

Sohn Uli hat ihn um einen Vortrag darüber gebeten, wie er Schriftsteller wurde. Und so stellt sich Fallada die Frage: »Ist dies etwas, auf das man hinsteuert, zielbewusst, und das man dann schließlich mit Fleiß, mit Ausdauer erreicht?« Daran glaubt er selbst jedoch nicht. Von zu vielen Zufällen war schließlich die eigene Karriere geprägt: Falladas erster Erfolg »Bauern, Bomben und Bonzen« erschien 1931 nach einem unsteten Leben als Landarbeiter, Lohnschreiber und Strafgefangener. In dieser komprimierten Lebensskizze erzählt der krisenerfahrene Autor gewohnt gekonnt auch von dem anschließenden Auf und Ab zwischen Welterfolg (»Kleiner Mann, was nun?«, Rowohlt 1932), prekärem Dichterdasein und schriftstellerischer Anpassung im Nationalsozialismus. Seine Erkenntnis: »Heute weiß ich, dass ich aus fast jedem Stoff meinen Roman machen kann. Darum ängstigt mich ein Auftrag nicht mehr, nein, ich suche dann meinen Weg, und finde ihn eigentlich immer.« Im Leben gelingt ihm das dagegen selten. Ein Jahr nach dem

Schreiben dieses Texts stirbt Fallada im Alter von 53 Jahren an den Folgen seines Drogenkonsums. ■



◀ Hans Fallada
Wie ich Schriftsteller wurde
Reclam, 80 S.
ET: 6. September 2022

AUS EIGENER ERFAHRUNG

Von innen leuchtet Grete Weil
Ressentiments und Judenverfolgung
in Deutschland aus.

VON HANS-DIETER GRÜNEFELD

Ihren »Weg zur Grenze«, sowohl ins Exil als auch persönlicher Belastbarkeit, konnte die jüdische Autorin (1906–1999) nur im prekären Versteck einer Amsterdamer Wohnung zu Papier bringen. Allerdings nicht dokumentarisch wie Anne Frank, sondern als Roman mit Rahmen- und Binnenhandlung. Ihr fiktives Alter Ego Monika Merton, Tochter eines erfolgreichen Arztes aus München, begegnet auf ihrer Flucht 1936 nach Österreich einem naiven, doch freundlichen Poeten, dem sie ihre tragische Liebe zu ihrem Cousin Klaus Merton anvertraut. Parallel zur ihrer eigenen, von situativen Fehlern, unkontrollierbarer Labilität und schmerzlicher Selbstkritik geprägten Entwicklung zur politisch entschlossenen Frau, öffnen sich auch bei dem Gefährten Sinne und Verstand angesichts drohender Gefahr. Während er wegen seiner Unvorsicht getötet wird, kann sie entfliehen. Obwohl offenbar aus eigener Erfahrung geschrieben, ermöglicht der auktoriale Erzählmodus eine gewisse emotionale Distanz zur Handlung, sodass sich die Rhythmen des politisch nahenden Unheils und der extremen Schwingungen ihrer Liebesgeschichte angleichen. Hinzu kommen Beobachtungen aus dem sozialen Umfeld mit Evidenz zu Umschlagmomenten brutaler Gewalt gegen Juden, die zumeist einfach hingenommen wird. Genau diese opportunistische Anpassung sowie, als Pendant dazu, die Schwäche der politischen Opposition sind wesentliche Motive in diesem Roman. Fehlende Bereitschaft zur Anerkennung der Autorin Grete Weil führten dazu, dass dieses auch im expressionistischen Stil ungewöhnliche Buch erst postum veröffentlicht wurde. Umso nachdrücklicher ist es zu empfehlen. ■

► Grete Weil,
Ingvild Richardsen (Hg.)
Der Weg zur Grenze
C.H.Beck, 384 S.





DIE KUNST DER DIPLOMATIE

Ex-US-Außenminister Henry Kissinger schreibt über politischen Wagemut und Prinzipientreue.

VON ALEXANDER KLUY

Sechs »Führungspersönlichkeiten« porträtiert Kissinger in »Staatskunst«: den deutschen Kanzler Konrad Adenauer, General Charles de Gaulle, Richard Nixon, den US-Präsidenten – Kissinger war bekanntlich dessen nationaler Sicherheitsberater, dann Außenminister – den ägyptischen Staatspräsidenten Anwar el-Sadat; Lee Kuan Yew aus Singapur; und die Engländerin Margaret Thatcher. Allen begegnete Kissinger auf »dem Höhepunkt ihres Wirkens«. Kissinger, Harvard-Historiker, umstrittener »Realpolitiker«, gefragter Politikberater, nimmt einen breiten Pinsel für diese Leadership-Galerie. Da gehen psychologische Details unter, es findet sich Weichgezeichnetes – vor allem bei Nixon und Thatcher. Dafür entschädigt anderes, in erster Linie die Wiedergabe erinnerter, lebendig nachgezeichneter Gespräche.

Das Essenzielle, ja Unverzichtbare, das bei jeder und jedem Porträtierten in aller Deutlichkeit aufscheint, ist: Prinzipientreue. Und ein Fundament von tiefen, konsequent verfolgten Überzeugungen. Kissinger: »Große Staatskunst ist mehr als die Beschwörung eines vorübergehenden Hochgefühls; sie erfordert die Fähigkeit, langfristig zu inspirieren und eine Vision am Leben zu erhalten.« Das Buch des 100-Jährigen ist ein Loblied auf die Diplomatie: Mit der Gegenwart im Blick, aber darüber hinausschauend auf eine besonders im Finale gepriesene Eigenschaft: Politischer Wagemut, der sich nicht an Meinungsumfragen orientiert und solche quecksilbrig oszillierenden Momentaufnahmen als kurzfristige Handlungsgrundlage nimmt. ■

► Henry Kissinger
Staatskunst. Sechs Lektionen
für das 21. Jahrhundert
C. Bertelsmann, 608 S.



EINE INSZENIERUNG

Den Titel für seine Erinnerungen übernahm Werner Herzog von seinem Kaspar-Hauser-Film: »Jeder für sich und Gott gegen alle«.

VON KONRAD HOLZER

Der deutsche Filmemacher hat sichtlich seinen 80. Geburtstag zum Anlass genommen, um aufzuschreiben, welchen Weg er – unter den vielen Alternativen und Möglichkeiten, die ihm geboten wurden – durch sein Leben nahm. Dieser Weg ist voll Ekstase und Pathos, das Buch zeichnet sich durch die große Geste und die andauernd dahinterstehende Inszenierung aus. Schon der Sechzehnjährige bettete sich ins Weltall, darunter tat er's nicht. Selbstreflexion sei ihm zutiefst unangenehm, Selbstbeschreibung falle ihm schwer, schreibt er einmal. Dennoch füllt er über 300 Seiten mit 36 Kapiteln, in denen das Wort »Ich« das allerhäufigste ist. Seine Familie, Landschaften, Menschen und natürlich die Filme, die er gedreht hat und die er noch drehen will, das sind die Themen. Freunde habe er nur wenige, weil er tief im Inneren einsam sei. Seine Filme mache er als Ausweg, weil er nicht träume. Und das geht so dahin: Ich und Gott, Ich und die Oper, Ich und meine Steaks, Ich und das Lesen (übrigens: wirklich lesen kann er nur im Liegen!). Zwischendurch leckt er »im Stillen« seine Wunden. Das macht die Lektüre all dieser Geschichten, seien sie nun wahr oder erfunden, so schwer. Weil Werner Herzog bei seiner Sicht auf sich und in sich hinein, in die in ihm tobenden Stürme und hinaus in die Welt, eines abgeht, was all das erträglicher machte, nämlich Ironie. ■

◄ Werner Herzog
Jeder für sich und Gott
gegen alle. Erinnerungen
Hanser, 352 S.





EHRGEIZIGE REGIONALKUNDE

In 16 Momenten mit Prominenten werden ebenso viele Gipfelpunkte in Deutschland anvisiert und erreicht.

VON HANS-DIETER GRÜNEFELD

Der Rundfunkjournalist Achim Bogdahn ist kein Alpinist, sondern ein Mensch mit neugierigem Drang, die Welt aus unkonventionellen Perspektiven zu betrachten. Aufgrund dieser Haltung wurde seine »Deutschlandreise auf die höchsten Berge aller 16 Bundesländer« zur ehrgeizigen Regionalkunde. Denn nicht der Aufstieg, wenn man bei einer Höhe von 116,2 Metern des Hasselbrack (Hamburg) und anderen Niedrig-Erhebungen wie im Friedehorstpark (Bremen, 32,5 Meter) davon überhaupt sprechen kann, ist wesentlich, sondern Geschichten und Eigenarten der Umgebung, die Achim Bogdahn en passant mitteilt. Dabei erfährt man von manch seltsamem Lokalkolorit wie dem wechselnden politischen Status des Saarlandes im 20. Jahrhundert oder der Fichtelberg-Schwebebahn in Sachsen. Bogdahn hat genau justierte Ohren für die Dialekte, ganz zu schweigen von der Orthografie. Gleichmaßen sind seine Exkursionen von Begegnungen mit jeweils medienbekanntem Begleitpersonen wie Edgar Reitz (Filmregisseur) oder Hans Joachim Watzke (Chef von Borussia Dortmund) geprägt – die eigene Sport-, insbesondere Fußballbegeisterung wirkt da oft als Sympathie-Impuls für Gesprächsnähe. Unaufdringlich gespickt mit vielen Anekdoten und ironisch gewürzt bleibt die (auch stilistische) Tour von Achim Bogdahn (mit Ausnahme der Zugspitze) eigentlich immer »Unter den Wolken«, genauer: bodenständig und aufmerksam den Menschen gegenüber. Eine angenehme und geografisch notable Lektüre in 16 Anläufen. ■



◀ Achim Bogdahn
Unter den Wolken.
Meine Deutschlandreise auf die
höchsten Berge aller 16 Bundesländer
Heyne Hardcore, 416 S.
ET: 31. August 2022

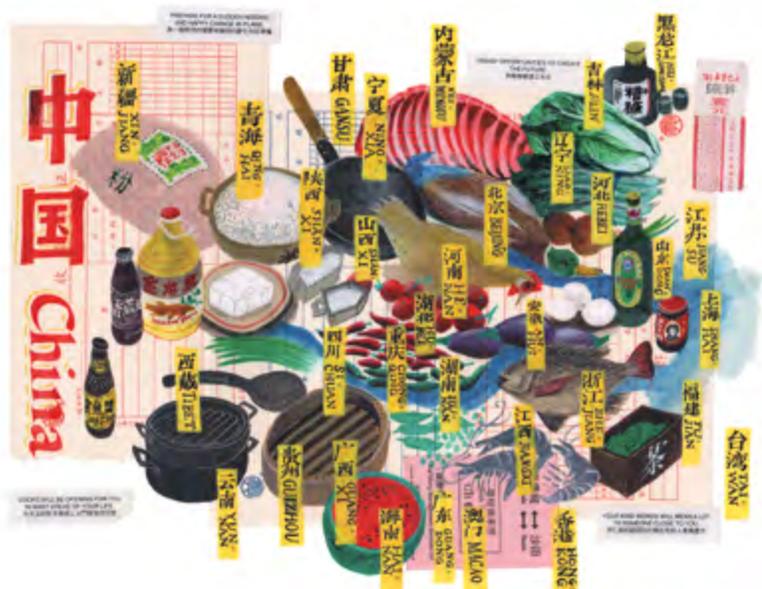
BAUCHGEFÜHL

Marcus Hernig führt auf eine sechsgängige kulinarische Reise durch China.

VON KONRAD HOLZER

Ernüchternd realistisch fällt die eröffnende Feststellung aus, dass, wer ein Volk und seine Kultur verstehen möchte, sich von den Eindrücken seiner Gegenwart lösen müsse. Hernig, Sinologe, Germanist und Historiker, lebt seit 30 Jahren in China und weiß daher, worüber er schreibt. Zu den Sinnen, die man mit dem Essen sowieso verbindet, also Geruchs- und Geschmacksinn, das Auge (Gemüseschnitzereien) und das Ohr (beim Geräusch des Brutzeln z. B.) kommt noch etwas typisch Chinesisches hinzu: das Mundgefühl, das die Konsistenz der Speisen beurteilt. Sein kulinarischer Streifzug durch die Geografie Chinas wird kulturhistorisch und wirtschaftsgeschichtlich theoretisch untermauert, das Hauptgewicht liegt aber in der Schilderung seiner Eindrücke aus Restaurants, von Markthallen und Zusammensein mit Freunden. So weiß er, dass Mond und Wein zusammengehören, im Chinesischen »essen« und »sein« klanglich beieinander liegen und eine gute Suppe in einem Tonkännchen serviert werden muss. In sechs Gängen, die er China im allgemeinen, dann Peking, Sichuan, dem Yangtse-Fluss, Kanton und Taiwan widmet, untermauert Hernig eloquent die ungebremste Hingabe des Volkes auch mit Untertiteln wie »Die hervorgegessene Gesellschaft«, »Kultur der Bäuche« und »Kleine Dinge – großer Geschmack«. Sowieso gehört zu jedem Kapitel ein mehr oder weniger aufwändiges Rezept! Und da war noch gar nicht von den Illustrationen und den Kaligrafien die Rede. ■

► Marcus Hernig
Eine Himmelsreise.
China in sechs Gängen
Die Andere Bibliothek, 408 S.



NEW YORK LESEN

In Buchhandlungen, auf Lesungen, in Gesprächen. Unser Autor gleicht sein Bild vom »Big Apple« mit der Realität ab.

VON LUDWIG LOHMANN

Wir alle haben unser ganz eigenes Bild von New York im Kopf. Die Glasfassaden der Skyline, hinter denen wir seit Bret Easton Ellis die tiefsten Abgründe erwarten, die ultraorthodoxe jüdische Gemeinde in Williamsburg, die seit Deborah Feldman nicht mehr so geheimnisvoll wirkt, oder die funkeln- den Upper-East-Side-Probleme aus Sex and the City. Wie wir New York sehen, ist geprägt durch Bücher, Serien und Filme. Die Stadt zu besuchen, bedeutet ein vorhandenes Bild mit der Realität abzugleichen. Wie ist diese Stadt jetzt, nach Trump, in einer ruhigen Phase der Pandemie? Ich gehe auf meine ganz subjektiven Streifzüge durch die Stadt und ihre Geschichten.

Die Literaturszene hat sich durch Corona sehr verändert. Viele Verlage und Agenturen haben ihre Büros verkleinert, weil das Konzept *Homeoffice* in den USA viel beliebter ist als in Europa, erzählt mir eine Literaturagentin. Auch viele kleine Buchhandlungen haben die Pandemie nicht überlebt, berichtet mir eine in New York lebende deutsche Journalistin: »Manhattan war wie ausgestorben. Es gab über Monate einfach keine Kundschaft.«

Zum Glück existieren neben »Strand« und »Barnes & Noble« noch ein paar unabhängige Buchhandlungen. Eine Entdeckung war für mich die »Book Club Bar« im East Village. Halb Bar, halb Buchhandlung wird hier in Wohnzimmeratmosphäre guter Wein zum Indiebook serviert. Auch die in Brooklyn liegende Buchhandlung »Books are Magic« hat die Pandemie zum Glück überstanden. Geradezu überwältigt war ich von meinem ersten Besuch bei »McNally Jackson«, einer kleinen Buchhandlungskette, die es nur in New York gibt. Noch nie zuvor habe ich so ein großes Lyrikre-

gal in einer Buchhandlung gesehen. Doch egal ob klein und unabhängig oder große Kette, in allen (!) Buchhandlungen gab es im Juni 2022 direkt im Eingangsbereich einen großen Tisch mit queerer Literatur. Ich freue mich über diese Sichtbarkeit und wünsche mir, dass sie auch nach dem Pride-Month anhält. Denn mir scheint es unmöglich, die Stadt ohne ihre queere Geschichte zu lesen. Ich beginne mit einem Klassiker, »Just Kids«, Patti Smiths Erinnerungen an ihre Zeit mit Robert Mapplethorpe. Smiths Lyrik und Mapplethorpes explizit-schwule Fotografien sind heute ikonisch, aber sie entstanden in der queeren Subkultur. Von Smith lese ich mich weiter zu Eileen Myles, die in ihrem Buch »Chelsea Girls« zeigt, wie sie zur Dichterin wurde und sich von heteronormativen Beziehungskonzepten emanzipierte. Und ich entdeckte David Wojnarowiczs heftiges Buch »Close To The Knives« (auf dt. vergriffen). Der Schriftsteller und Künstler gilt als einer der wichtigsten Aktivisten gegen die amerikanische AIDS-Politik. Sehr prägend war für mich auch die Lektüre von Olivia Laings »The Lonely City«. Darin untersucht Laing den Zusammenhang zwischen gesellschaftlicher Marginalisierung, dem damit einhergehenden Gefühl der Einsamkeit und dessen Transformation in Kunst. Es gibt wohl kaum eine Stadt, in der diese Perspektive fruchtbarer ist.



► Mehr Buchtipps von Ludwig Lohmann sowie die ausführliche Version seines literarischen Streifzugs durch den »Big Apple« finden Sie auf buchkultur.net

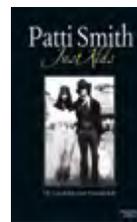
Obwohl die Corona-Zahlen auch in New York wieder steigen, finden wieder viele Literaturveranstaltungen statt. Ich konnte den von mir sehr verehrten Scott McClanahan live erleben und Eileen Myles zuhören, wie sie ihre Gedichte liest. Besonders beeindruckt haben mich die Lesungen von Diana Goetsch und Jeanne Thornton, die über aktuelle Lebensrealitäten von Transmenschen schreiben.

Die Streifzüge durch die Stadt und ihre Literatur haben mir geholfen, die Oberfläche des Sichtbaren besser zu deuten. Es sind viele neue Bilder hinzugekommen, die sich trotzdem nicht zu einem Ganzen fügen. Mein inneres New York wächst weiter. ■

► David Wojnarowicz
Close to the Knives.
A Memoir of Disintegration
Canongate Books
2017, 288 S.

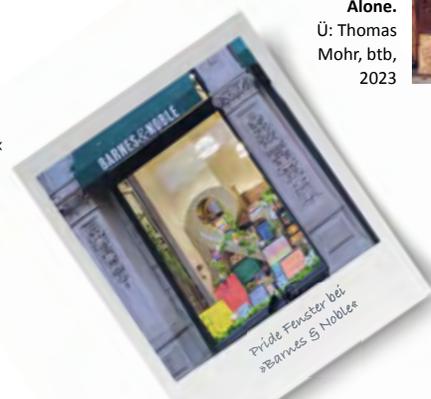


► Patti Smith
Just Kids
Ü: Clara Drechsler, Harald Hellmann Kiepenheuer & Witsch
2010, 352 S.



▲ Eileen Myles
Chelsea Girls
Ü: Dieter Fuchs Matthes und Seitz
2020, 252 S.

► Olivia Laing
The Lonely City. Adventures in the Art of Being Alone.
Ü: Thomas Mohr, btb,
2023





STRASSEN, DIE VON LEBEN ÜBERLAUFEN

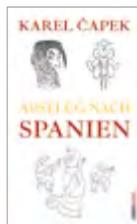
Karel Čapeks anmutiger, unterhaltsamer Bericht seiner Spanien-Tour 1930

VON ALEXANDER KLUY

Roboter, Molche und ein Gruß an Heiligabend 1937 an »Meister Thagore, harmonische Stimme des Ostens, wir grüßen Sie aus der Tschechoslowakei, wo nun Schnee fällt.« Karel Čapek, 1890 in Nordböhmen geboren, schrieb an Rabindranath Tagore, den indischen Literaturnobelpreisträger. Wie sein Landsmann Jaroslav Hašek war auch der Sohn eines Badearztes Journalist, Viel- und Schnellschreiber. 1921 das Schauspiel »R.U.R.«, Rossum Universal Robots, in dem ein Unternehmer mit Robotern den Menschen abschaffen will. 1936 »Der Krieg mit den Molchen«, ein dystopischer Roman, der Thomas Mann zufolge Europas »Narrheit« zeige. Exakt ein Jahr nach seinem Gruß starb Čapek.

Nun legt der Lenos Verlag nach Čapeks amüsantem England-Reisebericht die 1961 erschienene Übersetzung seines Spanien-Buchs von 1930 auf. Spanien vor Franco und vor dem Bürgerkrieg, leicht nostalgisch – er erwähnt Hoteletiketten auf dem Koffer –, aber durchweg geistreich und pointiert und liebreizend angeschaut und porträtiert. Feinsinnige Sätze gibt es hier zuhauf. Etwa: »Wenn ich genug Mittel hätte und es in diesen Dingen einen freien Markt gäbe, würde ich mir unbedingt eine Sammlung von Staaten anlegen.« Oder: »Straßen, die von Leben überlaufen wie ein Becher von Wein.«

Manches Berühmtes lässt er links liegen, schreibt lieber eine Vignette übers Schuhputzen, über Gassen in Toledo, über Wein. Scharfsinnig konzis sind seine Betrachtungen über El Greco, Velázquez und Goya. Ein reizendes Büchlein mit reizenden Begleitillustrationen. ■



▲ Karel Čapek
Ausflug nach
Spanien
Ü: Erika
Sangerberg
Lenos, 1925.

EIN SCHWEIZER IN DER FREMDE

Südamerika, Jaguare, Gold:
Walter Burkarts neu aufgelegter
exotischer Rapport

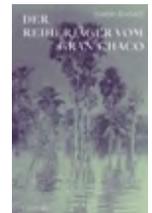
VON ALEXANDER KLUY

1902. Ein 19-Jähriger, Walter Burkart geheißen, Sohn des Stadtpfarrers in Rheinfelden, schaut sich erst Recife in Nordbrasilien an, dann geht er in Salvador de Bahia von Bord. Die Fremde, Palmen, wilde Gerüche, Menschen aus allen Richtungen der Windrose. Vor allem aber: Gold! Er arbeitet unter Tage in Minais Gerais, wird fast in die Luft gesprengt, sattelt um auf Händler und zieht dann nach Paraguay. Fünf Jahre lang ist er dort Jäger. Die Federn von Reihern wurden zu hohen Preisen gehandelt. Er zieht einen Jaguar auf, der ihm wie ein zahmer Hund überallhin folgt.

1919 kehrt Burkart zurück in die Schweiz. Er heiratet und hat so viel Geld gespart, dass er in Muri im Schweizer Kanton Aargau das recht vernachlässigte einstige Äbtehaus Kapf erwirbt, zum größeren Teil renoviert und darin ein Gasthaus einrichtet. 1922 kommt Tochter Erika zur Welt, die ab Mitte der 1950er Jahre Lyrik schreiben und veröffentlichen wird und heute als größte Dichterin der deutschsprachigen Schweiz im 20. Jahrhundert gilt. Burkart wird recht bald zu seinem besten Gast und neigt zu Gewaltausbrüchen, 1961 stirbt er.

Nach 91 Jahren liegt dieses Buch, das im Erscheinungsjahr gleich zweimal nachgedruckt wurde, wieder vor. Das Ganze liest sich – selbstredend jenseits von Arten-, Umwelt- und Naturressourcenschutz – so farbig wie die einst populären Abenteuerromane des vielschreibenden mysteriösen B. Traven. Walter Burkart hingegen verfasste nach dem »Reiherjäger« nichts mehr. Ihm langten Erinnerungen und die Jagd-Souvenirs in Haus Kapf. ■

► Walter Burkart, Ernst Halter (Hg.)
Der Reiherjäger vom Gran Chaco.
Als Jäger und Goldsucher vom
Amazonas zum La Plata
Limmat, 280 S.



▲ Juan Velasquez, Burkarts langjähriger Jagdfreund,
mit der Beute eines erfolgreichen »Reihertages«



STANDARDWERK DER O-TÖNE

Es war eine Mammutaufgabe der Herausgeber/innen und ihrer Mitarbeiter- und Helfer/innen. Zeitintensive und aufwendige Recherchen weltweit in Rundfunkarchiven, Privatsammlungen oder Nachlässen, aber auch bei noch lebenden Autoren/innen ermöglichten diese umfangreiche, einmalige Sammlung von O-Tonaufnahmen deutscher Erzähler/innen. Die Mitherausgeberin Christiane Collorio schreibt in ihren Vorbetrachtungen: »Liest ein Autor oder eine Autorin einen Text selbst, bleibt der berühmte Fingerabdruck auf dem Gedicht, der Geschichte, der Erinnerung. Vom neutral vorgegebenen schwarz-weiß gedruckten Text [...] erhebt er sich, er gewinnt die Authentizität des Vortragenden zurück, erhält Autorität und Eigenleben.« Genau das macht es aus. Die Tondokumente gehen bis in das Jahr 1905 zurück und spiegeln die Vielfalt literarischen

Schaffens wider. Privataufnahmen, Rundfunkbeiträge, Mitschnitte von Lesungen bieten ein weitgefächertes Bild von deutschsprachiger Prosa der letzten 100 Jahre. Erstaunlich ist, neben den gefundenen Dokumenten, was alles auch unwiederbringlich ist. So fehlt zum Beispiel Klaus Mann, dessen Lesungen verschollen sind. Insgesamt macht es Spaß den kräftigen, brüchigen, manchmal leisen schüchternen Stimmen der Vortragenden zuzuhören, in die unterschiedlichsten Dialekte vom Wienerischen bis ins Berlinerische einzutauchen. Für mich gab es viele Überraschungen. Die Stimmen mancher Autor/innen entsprechen so gar nicht meiner Erwartung, dem Bild in meinem Kopf, das ich hatte, nachdem ich Texte gelesen oder Bilder gesehen hatte. Gerade bei älteren Aufnahmen habe ich meine Vorstellung und die Stimmen nicht überein bekommen. Es wird eine große Vielfalt geboten. Auch wenn die Herausgeber versucht haben,

breitgefächert Prosa mit einer gewissen Objektivität zu dokumentieren, so hätten z. B. Monika Maron oder Uwe Tellenkamp nicht enthalten sein müssen.

Diese Sammlung erschien erstmals 2012 in einer sehr teuren Edition und begeisterte schon damals die Rezensenten. Die ZEIT schrieb von einer »akustischen Schatzkammer«. Es ist verdienstvoll, diese Sammlung in einer preiswerten Ausgabe wieder aufzulegen. Parallel erscheint auch die mit einem ähnlichen Konzept seinerzeit veröffentlichte Anthologie der »Lyrikstimmen«. Das äußerst informative 210-seitige Booklet rundet diese Edition perfekt ab. ■

► Christiane Collorio,
Michael Krüger,
Hans Sarkowicz (Hg.)
Prosastimmen. 183
Autorinnen & Autoren,
100 Jahre Erzählung im
Originalton Der Hörverlag,
5 MP3-CDs, 3380 Min.



INGESPIELTES TEAM

Es gibt ja viele Literatur-Podcasts. Für fast jeden Geschmack ist etwas dabei, die Qualität ist so unterschiedlich wie die Macher/innen selbst. Solche und solche halt. »Long Story Short« ist eindeutig ein solcher der guten Kategorie. Was eigentlich zu erwarten ist, wenn zwei bekannte Buchprofis aufeinandertreffen: Karla Paul und Günter Keil. Die beiden ergänzen sich prima: Frau-Mann, Hamburg-München und viele unterschiedliche Blickwinkel, die die Freude am Lesen in den Mittelpunkt stellen. Thematisch sind sie nicht festgelegt, mal geht es um Kinderbücher, mal Biografien, mal Sachbuch, mal eine literarische Weltreise – doch immer geht es um Lieblingsbücher.

Den Podcast gibt es bereits seit über 70 Folgen, die jeweils dienstags alle 14 Tage erscheinen. Die beiden haben, was zu merken ist, ähnliche Buchvorlieben. Ihre Auswahl treffen sie, wie sie betonen, unabhängig, auch wenn mit Random House eine große Verlagsgruppe mit im Boot ist. Kurze Absprachen vorab sind nötig, damit sie nicht dieselben Bücher vorstellen. Und dann geht es, nach einem kleinen Vorgespräch, auch schon los: In 20 Minuten werden in der Regel vier Bücher vorgestellt. Long Story Short halt. Produziert wurde zuerst in einem gemeinsamen Studio, *face to face*. Coronabedingt hat sich das inzwischen verändert, was nicht zu merken ist, da die beiden als eingespieltes Team mit viel Spontanität, Authentizität und Lebendigkeit rüberkommen. ■



▲ Long Story Short



► Long Story Short ist streambar bei Apple Podcasts, Spotify, Deezer oder Audionow. Die nächste Folge nach der Sommerpause kommt am 13. September.

GEFLECKTES WUNDER

Mit »Das Humboldt-Tier« versetzt Flix das Marsupilami ins Berlin der 1930er-Jahre.

VON THOMAS BALLHAUSEN

Nach »Spirou in Berlin« hat der preisgekrönte Comic-Künstler Flix nun das weltbekannte Marsupilami einer Modernisierung unterzogen: Das gefleckte, mit vielen Stärken gesegnete Wundertier aus dem Dschungel Palumbiens wird ausgerechnet von Alexander von Humboldt entdeckt und für ein preußisches Museum in einer Kiste verstaut. Dem von sich selbst sehr überzeugten, ruchlos sammelnden Entdecker entgeht dabei die Wirkung einer beige-packten Mumie, die dem Marsupilami erst im Berlin der 1930er-Jahre das Erwachen aus einem langen Schlaf beschert.

In Mimmi, einem tierlieben und zoologisch bewanderten Mädchen, findet das anarchische Energiebündel eine perfekte Partnerin in der Spree-Metropole und ihren modernen Neuerungen. Doch bevor das »Humboldt-Tier«, das sich erfreulicherweise konsequent jeglicher Lehrbuchlogik oder taxonomischen Einengung entzieht, seine Heimreise antreten darf, gilt es noch eine Vielzahl von gar nicht so ungefährlichen Abenteuern zu bestehen.

Neben dem atmosphärisch angedeuteten Ende der Weimarer Republik und der generell unerfreulich engstirnigen Welt der Erwachsenen reichen die Herausforderungen von Schneeballschlachten über die Flucht vor der Polizei hin bis zur Konfrontation mit karrierelustigen Wissenschaftlern, die im gefleckten Wunder schon eine ausgestopfte Trophäe sehen. »Das Humboldt-Tier« ist eine kurzweilige Verneigung vor einem Comic-Klassiker und zugleich eine unterhaltsame Neuinterpretation voll amüsanten und erschreckender Details. ■



◀ Flix
Das Humboldt-Tier.
Ein Marsupilami-Abenteuer
Carlsen, 72 S.



FREIHEIT IM FRAUENBAD

Die Graphic Novel zum Film »Freibad« von Doris Dörrie: Großes Kino

VON KAROLINE PILCZ

Dass Paulina Stulin Stimmungen empathisch einzufangen versteht, beweist sie in ihrer seitenstarken Graphic Novel zu Doris Dörries neuestem Film. Dort, wo im Film bewegte Bilder und scharfzüngige Worte eingesetzt werden, transportiert Stulin im Buch mit gemalten Bildern Emotionen, Empfindungen und Geschichten. Dörries menschliche Komödie und politisches Kabarett ist auf bestmögliche Weise grafisch umgesetzt – ein wunderbares Buch der konsequenten Aussagen und sanften Zwischentöne, das mit wenigen Worten auskommt und doch so viel erzählt.

Im Freibad, hier sogar im Frauenbad, treffen Menschen und Kulturen aufeinander, die sonst in ihren jeweiligen Blasen bleiben. Hier gibt es einen Austausch, ein Aufeinanderprallen und eine Freiheit, die es sonst kaum mehr gibt. Und natürlich kommt es postwendend zu handgreiflichen und wortgewaltigen Auseinandersetzungen. Dörrie bzw. das Buch deckt, in bestes Kabarett verpackt, die Doppelmoral aller Schichten auf und wirklich jede der Protagonistinnen bekommt einen sprichwörtlichen Denkartel verpasst. Alltagsrassismus, Postgender, Fridays for Future, feministisches Ethos und postfeministische Attitüden – alles kommt vor, dazu ein breites Panoptikum von der Burkini-tragenden Wettkampfschwimmerin mit türkischen Wurzeln bis zur alternden Schlagersängerin. Hier wird schonungslos aufgezeigt, was uns in den vergangenen Jahren verloren gegangen ist: Die Freiheit, miteinander zu reden. Ein Comic, der bilderreich großes Kino suggeriert. Höchst vergnüglich! ■

► Paulina Stulin
Freibad.
Nach dem gleichnamigen
Film von Doris Dörrie
Jaja, 296 S.



Illustrationen aus »Das Humboldt-Tier« © Flix | Illustrationen aus »Freibad« © Paulina Stulin



JENSEITS DER REGELN

Erinnerungen an den Holocaust als Kraft zur Erhaltung der Menschenwürde in politischer Praxis müssen öffentlich und omnipräsent bleiben.

VON HANS-DIETER GRÜNEFELD

Die letzte Generation, die dem willkürlich verordneten und doch systematisch organisierten Tod durch das NS-Regime entkommen konnte und oben genannten Wunsch authentisch legitimiert, waren damals Kinder. Vier von ihnen waren bereit, sich noch einmal in diese dunkle traumatische Vergangenheit zu begeben, um ihre Erlebnisse jungen Menschen der Jetztzeit nahe zu bringen und die elementare Feststellung »Aber ich lebe« zu erklären. »Die meisten Bild- und Textdokumente, die wir über den Holocaust besitzen, stammen von den Tätern, und deshalb ist es extrem wichtig, dass Überlebende ihre eigene Geschichte erzählen«, erklärt Charlotte Schallié-Host, Initiatorin und Editorin dieses (Lehr-) Buchprojekts. Innovativ und zeitgemäß ist die Idee, dass drei Zeichner/innen die einzelnen Erzählungen zu Bildmedien, somit sichtbaren Erinnerungen und Gedanken transformieren. Dazu waren persönliche Treffen mit den Protagonist/innen und deren Erlaubnis und direkte Mitarbeit notwendig, sodass ein kollektiv entstandenes Memorial vorliegt. Individuell sind allerdings die Stilstiken der Künstler/innen: Die Retrospektive von Emmie Arbel aus Den Haag hat Barbara Yelin in eher düsteren blau-grau Stufungen skizziert, wobei Gegenwart und Gedächtnis in bestimmten Szenen Übergangslos koexistieren. Realistischer, nämlich in freundlichen

Farbnuancen der braun-rot-Palette, stellt Miriam Libicki Flucht und Widerstand »Jenseits der Regeln« von David Schaffer aus Vama (Rumänien) dar, und minimalistisch in weiß-blau-ocker Flächen gibt Gilad Seliktar »Dreizehn Geheimnisse« der Verstecke von Rolf und Nico Kamp aus Barneveld (Niederlande) bekannt. Somit wird (auch mit Textblasen) veranschaulicht, wie unter schwierigsten Bedingungen und bedrohlichen Risiken Überleben im Holocaust gelingen konnte, aber auch, wie bedrückend und unfassbar brutal das Gefühl der Verfolgung gewesen sein muss. Ergänzt werden die drei poetischen Graphic Novels von Essays der Erzählenden, die je ein Plädoyer gegen das Vergessen sind, sowie von einer weiteren Graphic Novel über die Kommunikation und Zusammenarbeit der Künstler. In toto stellt »Aber ich lebe« auf seiner Homepage visuell ansprechende Bildfolgen und weiteres Material zur Verfügung, das für Unterrichtszwecke durch didaktische Bearbeitung geeignet sein kann, kurzum: ein für das Sujet hervorragend gestaltetes Buch. ■

► Barbara Yelin, Miriam Libicki, Gilad Seliktar, Charlotte Schallié (Hg.)
Aber ich lebe. Vier Kinder überleben den Holocaust
C.H.Beck, 176 S.



► Weiterführendes Material und Informationen finden Sie auf holocaustgraphicnovels.org





Buchkultur
PRÄSENTIERT

DAS (SPRACH)SALZ IN DER LITERATURSUPPE

Was für ein Glück: Pünktlich zum 20-jährigen Jubiläum kann das Publikum von »Sprachsatz«, den internationalen Literaturtagen in Hall in Tirol, wieder vor Ort – nämlich in den Sälen und auf den Terrassen des Parkhotel Hall – dem abwechslungsreichen Programm lauschen. Nachdem die Literaturtage die letzten beiden Jahre digital bei Ihnen zu Hause über die Bildschirme geflimmert sind, heißt es nun von 9. bis 11. September endlich wieder Bühne frei für anregende Gespräche und gemeinsame Hörerlebnisse bei freiem Eintritt. Zu seinem Jubiläum bleibt »Sprachsatz« seiner internationalen Schiene treu, erwartet werden unter vielen anderen die südkoreanische Autorin Kim Hye-jin, die mit ihrem Roman »Die Tochter« (Hanser Berlin) auch in unseren Breiten für Aufmerksamkeit sorgte, sowie der kolumbianische Erzähler Tomás Gonzáles, der in seinem Geschichtenband »Die stachelige Schönheit der Welt« (edition 8) seinen Lebensweg literarisch verarbeitet. Die deutsche Filmemacherin und Schriftstellerin Doris Dörrle wird ebenfalls mit ihrem autofiktionalen Text »Die Heldin reist« (Diogenes) zu Gast sein. Höhepunkt der Tage bildet am Samstagabend das große Sprachsalz-Fest.

**20. Internationale Literaturtage Sprachsalz
9. bis 11. September 2022, Hall in Tirol**

► **Nähere Infos und Programm unter:**
<https://www.sprachsatz.com/>



SEPTEMBERLESE(N)

Wenn im Waldviertel wieder Literatur, Musik und Wein aufeinandertreffen, ist Herbst geworden: Die Septemberlese ist mittlerweile liebgewonnene Kulturinstitution bei Literaturfans. Auch dieses Jahr lädt am ersten Herbstwochenende des Jahres die Kultur Langenlois zum wein- und literaturseligen Kurz-Festival mit jeweiligem musikalischem Höhepunkt.

In diesem Jahr geht die Veranstaltung in die sechzehnte Runde: Unter dem Motto »Auf der Suche nach dem Glück« werden am Samstagabend zunächst Petra Hartlieb (»Herbst in Wien«, DuMont) und Judith W. Taschler (»Über Carl reden wir morgen«, Zsolnay) erwartet. Die sonntägliche Matinee am nächsten Tag bespielen Michael Ziegelwagner mit seinem vergnüglichen neuen Buchprojekt »Als der Teufel gegen den Bischof Krenn beim Schnapsen verlor« und Antonio Fian (siehe Foto) mit »Wurstfragen« (Droschl). Musik werden am Samstag die Gruppen SarahBernhardt und noroc! beisteuern – eine akustische Reise vom Mostviertel nach Rumänien – am Sonntag spielt schließlich Akkordeonist Otto Lechner auf. Mit Weinen und Sekt aus dem Kamptal wird das Kulturspektakel süffig abgerundet. Ein Festival für alle Sinne.

»Septemberlese Langenlois: Die Sechzehnte!«

24. September 2022, 18 Uhr

25. September 2022, 11 Uhr

► **Nähere Infos und Karten unter:**

www.kulturlangenlois.at

tickets@kulturlangenlois.at

+43 27343450



Buchkultur
PRÄSENTIERT



Fotos: Sprachsalz/Doris Dörrle © Dieter Mayr | Septemberlese(n)/Antonio Fian © Aleksandra Pawloff

WELLEN LÄNGEN

Tony Sandovals »Doomboy« ist ein berührender Comic über Verlust, Trauer – und Metal.

— THOMAS BALLHAUSEN

D., das ist einerseits der auf einen Buchstaben verkürzte, sprichwörtlich typische Teenager in einer anonymen Stadt nahe dem Meer, das ist andererseits aber auch ein vom Tod seiner Freundin Anny geplagter Junge, der seinen Schmerz in Musik übersetzt. So wird aus D. eben »Doomboy«, ein Name, der ihm just von Anny gegeben wurde und der nicht zufällig auch ganz direkt mit Doom Metal korrespondiert, einem Sound dessen Definition Sandoval seinem Protagonisten wie beiläufig in den Mund legt: »Doom Metal ist 'ne extreme Form von Heavy Metal, mit langsamen Rhythmen, Gitarren, die tiefe Töne spielen, und 'nem Sound, der noch schwerer ist als in den anderen Metal-Genres. Musik und Text vermitteln das Gefühl von Verzweiflung, Horror und drohendem Unheil.« An den erwähnten Emotionen herrscht in Sandovals Buch tatsächlich kein Mangel, Doomboy und die anderen Figuren einer eng miteinander verbundenen Szene sind bestimmt von Verlust und Sehnsucht, von uneingestandener Liebe und dem Wunsch nach gelungenem Ausdruck für die Zumutungen und Schönheiten, die Existenz ausmachen. Der Tod seiner Freundin reißt Doomboy ein reales Loch in die Brust, hier manifestiert sich die Leere in Form einer Lücke, die der Tod gerissen hat. Das anfängliche Unvermögen mit der Trauer umzugehen, führt D. und seinen Mitstreiter Sep an den Strand, aus dem versuchsweisen Abhören von Seemannsgesprächen mittels mitgebrachtem Funkgerät wird ein Andocken an Frequenzen einer anderen, jenseitigen Welt.

Das im DIY-Stil reparierte Tool eröffnet D. Einblicke in eine benachbarte Wirklichkeit, aus der Anny immer noch Signale sendet, mit diesem Gerät beginnt er aber auch eine ganz eigenwillige Form sehr lauter Trauerarbeit. Auf einer ungenutzten Frequenz beginnt er seine »Songs ins Weltall



▲ Tony Sandoval
Doomboy
Ü: Anne Bergen
Cross Cult, 192 S.

hinauszusenden« und somit musikalische Nachrichten ins Jenseits abzusetzen und zugleich, ohne dass es ihm bewusst wäre, auch ins Diesseits. Freunde wie Rivalen beginnen Woche für Woche vor ihren Radiogeräten seine Musik zu verfolgen, ohne dahinter den eigenbrötlerischen D. zu vermuten. Doomboy wird, ohne das je gesucht zu haben, zu einem Star seiner Szene, zu einem mysteriösen Helden, gar zu einem »urbanen Mythos«. Sandoval findet starke Momente für diesen eigenwilligen Sound abseits von Konvention oder gar Notenschrift: Doomboys Sessions finden an einem menschenleeren, wüst wirkenden Strand statt, an einem nicht zuletzt erzählerisch und zeichnerisch bewusst inszenierten Rand zwischen den Elementen. Es ist nur stimmig, dass sich an diesem Ort des Übergangs das Aufeinanderprallen der unterschiedlichsten Welten und Wirklichkeiten vollzieht. Die visuelle Umsetzung von Sound gerät zu einem langen, fluiden Strom aus übergroßen Lebewesen, Gespenstern und transparenten Schlägen. Dass ausgerechnet dort D. wiederholt auch auf die einzelgängerische, anziehende Nuria – vielleicht eine jugendliche Hexe, vielleicht doch nur eine Straßenhändlerin – trifft, passt nur zu gut in die von Sandoval so eindrucksvoll inszenierten Bildwelten. Am Strand, schließlich auch dem Schauplatz einer letzten Session und einer unvermeidlichen Konfrontation zwischen den unterschiedlichen Figuren rund um D., öffnet sich der (Bild-)Raum vor den mitunter recht spröden Protagonisten. In der Musik kommen Form und Inhalt umso intensiver zusammen, eben weil Doomboy »keinen Bock zu labern« hat. Dieser Comic ist ein herzzerreißendes Werk, das Lust auf weitere Arbeiten von Tony Sandoval macht. ■

Chapeau, Lady Agatha

Liebenswert altenglisch mit Rosenlorbeer umspinnen, im Kern politisch unglaublich weitsichtig

1973 legt die Queen of Crime den Band »Postern of Fate« (»Alter schützt vor Scharfsinn nicht«) vor und bittet im vierten und letzten Roman mit Tommy und Tuppence Beresford die ehemaligen Geheimagenten im Dienste Ihrer Majestät vor den Vorhang. Nach langen Jahren im gefährlichen Geschäft, in dem sie in Ehren gealtert sind, wollen sie sich eigentlich auf den Ruhestand in einem Häuschen in Südengland einrichten. Mit dem neuen Domizil haben die Beresfords auch einen Bestand an alten Büchern erworben, der vor allem Tuppence begeistert, entdeckt sie doch in den Kisten längst verschollen geglaubte Lieblingsbücher ihrer Kindheit. Und in einem Exemplar seltsam unterstrichene Buchstaben, die in Tuppence das Jagdfieber entfachen. Auch wenn Tommy anfangs skeptisch ist, muss er zugeben, dass sich bei eingehender Beschäftigung eine Botschaft entschlüsseln lässt. Und die ist nicht beruhigend, auch wenn es sich um eine Nachricht handelt, die ein halbes Jahrhundert auf dem Buckel hat. Er aktiviert alte Kontakte und die Sache wird noch beunruhigender, da sie die berühmten langen Schatten bis in die Gegenwart der vorgeblichen Ruheständler wirft.

Mit dem Plot ummantelt Christie die eigentliche Botschaft des Romans und beweist Scharfsicht, wenn sie einen alten Herren des Dienstes über neue Anhänger alter Ideen, Hochfinanz, Korruption, Kriegsführung mit Bakterien und Umweltverschmutzung reflektieren sowie einen bemerkenswerten Satz formulieren lässt, als klar ist, die Beresfords werden ermitteln: »Sehen Sie sich vor, was Sie essen und was Sie trinken.« ■

Sylvia Treudl

Lästige menschliche Regungen

Lucinda Riley schrieb einen einzigen Kriminalroman — und der ist tatsächlich unterhaltsam.



▲ Agatha Christie
Alter schützt vor Scharfsinn nicht
Ü: Edda Janus
Atlantik, 288 S.



▲ Lucinda Riley
Die Toten von Fleet House
Ü: Sonja Hauser, Ursula Wulfekamp
Goldmann, 544 S.



▲ Lisa Eckhart
Boum
Zsolnay, 368 S.

Niemand wird ausgeweidet oder in einem Kellerverlies festgehalten. Keine plumpen Scherze werden erzählt, keine platten Regionalismen verwendet und kein melancholisch-liebenswerter Drei-Tage-Bart kämpft gegen sein Gemüt. Anfang der 2000er; Norfolk, ein Nobelinternat und ein 18-jähriger Schüler, der zu Lebzeiten andere gequält hat, ist tot. Jazz Hunter, nach längerem Sabbatical in den Polizeidienst zurückgeholt, darf ermitteln und lebt dabei keine liebenswerten Charakterschwächen aus, einzig ihr Ex-Mann hat einen schwachen Charakter und ihr Vater ein schwaches Herz. Beide mischen mit, spätestens nach dem dritten Toten, der am Internatsgelände gefunden wird. Hunter will, und das macht diese Figur so sympathisch, einfach ihre Arbeit machen. Aber die »menschlichen Regungen« des Umfelds machen ihr das Weiterkommen schwerer; als es notwendig ist. Das ist nicht lustig; traurig und grauslich ist es aber auch nicht. Es ist unterhaltsam und spannend, nicht zuletzt, weil sich in mir eine tatsächliche Wut über die vorgeschobenen Moralvorstellungen der ganz normalen Persönlichkeiten rund um Hunter entwickelt hat, was in meinen Augen durchaus für die Charakterzeichnungen spricht.

Riley, 2021 verstorben, hat leider nur einen Kriminalroman geschrieben, der nun seinen Weg in die deutsche Übersetzung gefunden hat. »Die Toten von Fleet House« ist unterhaltsam, gut erzählt und spannend genug, um lange genug zu unterhalten. Erwarten Sie kein Feuerwerk, das muss aber – ehrlich gesagt – auch nicht immer sein, manchmal reicht ein gemütlicher Abend in Norfolk und ein Buch, das genau richtig ist. ■

Johannes Kößler

Hyperbolisch diabolisch

Mit »Omama« kann Lisa Eckharts neuer Roman »Boum« nicht mithalten.

Wer Lisa Eckhart nicht kennt, der sollte es sich gut überlegen, sie kennenzulernen.

Wer aber mit ihr vertraut ist und ihren neuen Roman, dem der Verlag leider zurecht sämtliche Genrestempel aufgedrückt hat, die je erdacht worden sind, lesen möchte, der/die kann sich wohl schon ausmalen, was ihm/ihr bevorsteht.

Eckhart, der Name übrigens rein pseudonym und wörtlich zu verstehen, sagt der Herkömmlichkeit immer schon, in ihrem neuen Roman »Boum« aber wieder besonders, den Kampf an. Mit Furor nimmt sie dem drögen Durchschnitt der Begrifflichkeiten den Wind aus den Segeln, schärft böse nicht nur die Klinge, sondern auch die Sinne – was nach kurzer Zeit schon zu einer hoffnungslosen Überreizung derselben führt. Nach einer anfänglichen vermeintlichen Liebesgeschichte etabliert Eckhart bald ein Horrorkabinett im Pariser Untergrund, ein Serienmörder treibt sein Unwesen, Teroexperte Boum ist auf der Jagd und Aloisia, die unscheinbarste junge Frau aus Österreich, die Frankreich je gesehen hat, mittendrin. Es mag keine große Verwunderung hervorrufen, dass dieser Plot mit Pauken, Trompeten und spitzer Zunge im Überfluss untergeht.

Immer wieder blitzt der Charme durch, wenn sich Eckhart ihren genialischen Sprachspielereien hingibt, doch nur allzu leicht weicht Charme der Scham. Sollten nämlich die Lesenden einmal drüber hinweggekommen sein, dass sie von der Autorin aus Prinzip nicht ernst genommen werden, so ist wiederum recht bald die Grenze der Langeweile erreicht. Dann laviert der hyperbolisch-diabolische Text in seichten Gewässern. ■

Katia Schwingshandl



Quick'n Dirty



VON THOMAS WÖRTCHE

IMMER SCHÖN NACHHALTIG MIT DEN LEICHEN ...

Neulich habe ich irgendwo auf einem Portal, das für Regio-Krimis wirbt, gelesen, das Faszinosum dieses Subgenres liege für das Publikum darin, das »Fremde im Vertrauten« zu erfahren. Das Fremde, so vermute ich, dürfte ein Verbrechen sein, gar ein Mord, das im Vertrauten, also in der jeweiligen Region, eigentlich gar nicht vorkommen dürfte, weil dieser oder besser, hochgerechnet, allen denkbaren Regionen Verbrechen, gar Mord wesensfremd seien. Das ist zwar lebensweltlicher Unfug, taugt aber zur Begründung einer Fiktion bestens. Einerseits versichert man dem Lesepublikum, seine Umgebung sei an und für sich gut, bis das Fremde einbreche. Das aber könne man beliebig ohne reale Gefahr für Leib und Leben dazubuchen oder -kaufen, als Fiktion, als Amusement, als Angstlust oder Grusel. Das gilt natürlich nicht nur für Regionalkrimis. Kriminalliteratur, bekanntlich ja von albern bis tragisch im Angebot, gehört, ob sie will oder nicht, zu den Gewaltdiskursen unserer Gesellschaften, die wiederum ihre jeweiligen Gewaltgeschichten haben. Da beißt die Maus keinen Faden ab. Das ist unangenehm und unbehaglich, man möchte damit eigentlich nichts zu tun haben, bekommt aber dennoch eine Ahnung, dass es auch ein eigenes Gewaltpotenzial geben könnte. Also neigt man dazu, Gewalt, Grausamkeit, Verbrechen und andere unschöne Phänomene auszulagern — sie werden dem »Anderen«, dem »Fremden« zugeschrieben. Dazu benötigt man Distanz. Womit wir endlich bei den Leichen angekommen wären. Viele, viele Leichen, ein hoher Bodycount ist — literarisch gesehen — ein sehr probates Mittel, er-

zählerisch »das Andere«, »das Fremde« zu unterstreichen, die eigene Faszination (oder das eigene Gewaltpotenzial) mit der Fiktion zu befrieden. Die Metzelpalten der Fitzek, Etzold etc. funktionieren in dieser Hinsicht prächtig, das Unbehagen an der eigenen Kultur respektive Disposition zu entschärfen — und wird zudem auch noch gratifiziert: durch fette Verkaufszahlen und gesellschaftliches Prestige (der nette Sebastian Fitzek etwa hat eine Fernsehtalkshow beim RBB). Insofern ist es schon bemerkenswert, dass in letzter Zeit immer mehr Kriminalromane auftauchen, deren Bodycount eher gering ist, die am Ende sogar ohne Leiche auskommen (wie etwa bei Winnie M Lis »Complicit«, eine Art Weinstein-Roman, deutsch erst 2023). Und zwar solche Kriminalromane, die nicht in einem von vornherein als rein künstlich gekennzeichneten Raum (wie im Golden Age) spielen, sondern im lebensweltlich nur allzu Vertrauten. Das ist zum Beispiel bei Tash Aws »Wir, die Überlebenden« (dt. von Pocio und Roberto de Hollanda, Luchterhand, siehe Buchkultur 202) so, wo es um Arbeitssklaven, Menschenhandel und Ausbeutung geht, bei Femi Kayodes »Lightseekers« (dt. von Andreas Jäger, btb), ein Roman, der von einem Lynchmord in Nigeria erzählt, bei Sybille Ruges »Davenport 160x90« (Suhrkamp), wo die psychische Brutalität des Neoliberalismus demonstriert wird, oder bei Matthias Wittekindts »Die Schülerin« (Kampa), ein Roman um den Kriminaldirektor a.D. Manz, in dem ein Kindermord vor fünfzig Jahren heute immer noch nicht richtig bearbeitet ist. Und auch Regina Nössler, zuletzt in »Katz-

bach« (Konkursbuch), wirft nicht gerade mit toten Menschen um sich.

Wobei bei dieser Sortierung oft die Frage aufkommt, ob ein Kriminalroman mit solch magerem Leichenanfall überhaupt noch einer sein könne, so als habe nicht etwa Joe Gores schon 1992 mit »32 Cadillacs« (dt. Fassung vergriffen) bewiesen, dass Leichen nicht konstitutiv für »Krimis« nötig sind, nicht einmal für einen waschechten *hardboiler*.

Die neue Sparsamkeit an Leichen, die ich zu beobachten glaube, ist natürlich nur eine Variante in einem unendlich diversifizierten Genre, aber immerhin eine bemerkenswerte Strömung, vielleicht eher eine Unterströmung. Aber dennoch, auch wenn es paradox erscheinen mag: Durch die Drosselung der Blutströme, durch die seriöse literarische Konzentration auf die jeweiligen Todesfälle schrumpft die Distanz, diese Sorte von Kriminalromanen bewegt sich aus den Wohlfühlzonen heraus. Die dosierte, konzentrierte, komprimierte Gewalt lässt sie umso schärfer spürbar werden. Sie zwingt uns, ihr ins Auge zu sehen, und sie macht es uns schwerer, ihrer Faszination zu erliegen. Und das ist, um's am Ende mal ganz hoch zu ziehen, zivilisatorisch sehr sinnvoll. Allerdings sollte man daraus auch keine Normativität ableiten, die Kriminalliteratur hat auch andere kreative Möglichkeiten, das Verhältnis von homo sapiens zur Gewalt zu reflektieren. Dieser kleine Text ist nur der Versuch der Beschreibung eines Trends, kein Postulat. Aber man sollte schon wissen, woran man sich warum ergötzt und erfreut. Oder eben nicht. ■

Die Geheimnisse von Kiew

Der Hauch von Phantastik macht den Unterschied.

Im russischen Bürgerkrieg 1919 wird dem armen Samson ein Ohr von einem Kosakensäbel abgehackt, aber immerhin überlebt er die Attacke, im Gegensatz zu seinem Vater. Wenn man dieses Ohr aber nun in eine Blechschachtel steckt, dann kann Samson immer hören, was gerade gesprochen wird, auch wenn sich das Ohr weit weg von ihm befindet. Das ist nur eine sehr direkt gogolsche (man denke an dessen »Nase«) Episode unter anderen wunderlichen Begebenheiten in dem neuen Roman des in St. Petersburg geborenen, ukrainischen Schriftstellers Andrej Kurkow, den man immer gerne in der Nähe von Gogol und Bulgakow verordnet. Entstanden ist »Samson und Nadjeschda« 2020, also noch vor dem Angriffskrieg der Russen gegen die Ukraine. Deswegen sollte man vorsichtig sein und die Bürgerkriegswirren von 1919 nicht direkt mit der aktuellen Lage synchronisieren. Aber ein Kriminalroman kann zumindest narrative Ordnung schaffen, was der zum sowjetischen Polizisten in Kiew avancierte Samson und seine Liebe, Nadjeschda, die eine eifrige Genossin ist, tapfer versuchen, denn ein silberner Knochen und erlesene Herrenmode als Geheimnisse sind mindestens so rätselhaft wie die politischen Zustände. Und so tasten die beiden sich durch die Geheimnisse von Kiew, durch Keller, Geheimtüren und Gewölbe, die absurde, komische, tragische, rührende und stets sehr menschliche Geschichten preisgeben. Immer mit einem Touch Phantastik, der den Unterschied zu den handelsüblichen historischen Kriminalromanen ausmacht. Fortsetzung folgt. ■



▲ Andrej Kurkow
Samson und Nadjeschda
Ü: Johanna Marx, Sabine Gerbing
Diogenes, 368 S.



▲ Clemens Murath
Der Bunker (Frank-Bosman 2)
Heyne, 432 S.

Kranke Hauptstadt

Clemens Muraths zweiter blutschwitzender Roman um Frank Bosman

Wenig anderes ist schwieriger als das zweite Buch. Oft vermaledeit, denn nicht selten steht es im Schatten des aus reinem Eigenantrieb geschriebenen Debüts. 2021 erschien Clemens Muraths »Der Libanese«. Darin führte Murath, der seit zwei Jahrzehnten sein Geld damit verdient, Drehbücher fürs erzbiedere deutsche TV-Krimigenre zu verfassen (»Kommissar Dupont«, »Polizeiruf 110« oder »Mordkommission Istanbul«), vor, dass und wie sehr Berlin urharte Piste für Drogen, Schutzgelderpressung, Prostitution, für Aggros und Junkies, Vollkoffer, Korrupte, Lynchgläubige und Zwangserotiker, für getriebene Bullen und andere *hardboiled*-Figuren sein kann.

In »Der Bunker«, ermittelt Frank Bosman, Spitzname »Der Shooter«, vom LKA Berlin wieder. Nun mit Elaine Szolnay, einer Sonderermittlerin der Vereinten Nationen. Ihre Zielperson: Remi Ekrem, einst Warlord in Kosovo während des grausigen Bürgerkriegs. Bosman jagt ihm wegen Drogen nach, Szolnay wegen Kriegsverbrechen. Dann packt Murath noch illegalen Organhandel, Rechtsradikale und die Umkehrung von Jäger und Gejagtem drauf. Das ist des Noir-Guten fast zu viel, nicht selten sacht exaltiert.

Wenn sich Murath nicht nur bei den Dialogen mehr an George V. Higgins orientieren würde oder an dem diesbezüglich vorzüglich reduktionistischen Elmore Leonard und weniger an einem in die Jetztzeit verpflanzten, Blut und Innereien dabei merkwürdig papieren verspritzenden Mickey Spillane, das wird dem mutmaßlich unvermeidlichen dritten Frank-Bosman-Roman nur guttun. ■

Thomas Wörtche

Alexander Kluy

John Vercher WINTERSTURM



„Wintersturm ist so unglaublich spannend, dass ich immer wieder von der Geschichte überrascht wurde und tief bewegt war.“

Attica Locke

Aus dem Amerikanischen von Sven Koch
Mit einem Nachwort von William Boyle

246 Seiten | Gebunden mit Schutzumschlag
ISBN 978-3-948392-62-8
EUR (D) 25,00 / EUR (A) 25,70
auch als ebook erhältlich

Ken Bruen ALIENS BÄNDIGUNG



„Der Godfather des modernen irischen Kriminalromans.“

Irish Independent

Aus dem Englischen von Karen Witthuhn
Mit einem Nachwort von Günther Grosser

192 Seiten | Klappenbrochur
ISBN 978-3-948392-54-3
EUR (D) 15,00 / EUR (A) 15,50
auch als ebook erhältlich

Der Richter Patrick Burow spielt True-Crime-Szenarien durch und klopft sie so auf ihre »Schwachstellen« ab.

KUNSTRAUB LEICHT GEMACHT

VON MARIA LEITNER

Eigentlich hatten seine Leser/innen nach »Schuld« und »Entführt« auf einen weiteren Thriller des Cold-Case-Teams, die Loser-Truppe um den aufs Abstellgleis geschobenen Staatsanwalt Michael Thomforde, gewartet. Nun ist es etwas ganz anderes, nicht minder Spannendes geworden: Patrick Burow, Strafrichter am Amtsgericht Dessau-Roßlau (Sachsen-Anhalt) verknüpft gekonnt Fiktion und True Crime.

Dresden, Theaterplatz. Vier Männer in einem Auto. Die Nervosität ist spürbar. Nicht weit davon steht der Fluchtwagen bereit. Ein Stromkasten wird in Brand gesteckt, die Laternen rund um den Platz fallen aus. Es ist 4.45 Uhr, der größte Kunstraub der Nachkriegsgeschichte beginnt mit dem Alarm des Sensors an einem der Fenster. Die Außenkameras sind ausgefallen, fassungslos müssen die Museumswärter an ihrem Bildschirm zusehen, wie innerhalb von 30 Sekunden das Hochsicherheitsglas der Juwelenvitrine in Brüche geht ...

Ein Richter mit »krimineller Energie«? Patrick Burows Alter Ego Falk van Helsing betrachtet in seinen Büchern die juristische Landschaft und ihre »Blüten« mit einem Augenzwinkern. Was brachte ihn also zum Genre des Kriminalromans? »Krimis haben mich immer schon fasziniert. Mein Vater war Kriminalkommissar und hat mir von Mördern, Waffen und Leichen erzählt.«

Im »Diamanten-Coup« geht es um einen echten Fall, den spektakulären Juwelenraub aus dem Grünen Gewölbe des Residenzschlosses im November 2019. Burow stellt ihn rasant und verblüffend »lebensecht« nach. Was interessierte ihn an diesem Fall? »Als Richter hat mich dieses kühne und scheinbar perfekte Verbrechen beeindruckt. Den unermesslich wertvollen Staatsschatz der Sachsen in nur fünf Minuten in unmittelbarer Nähe eines Polizeireviere zu rauben, zeugt von Mut, Einfallsreichtum und Entschlossenheit. Als Autor hat mich das Thema Kunstdiebstähle begeistert, weil es mal etwas anderes ist als die sonst übliche Aufklärung von Mordfällen.«



▲ Patrick Burow
Der Diamanten-Coup
Benevento, 296 S.

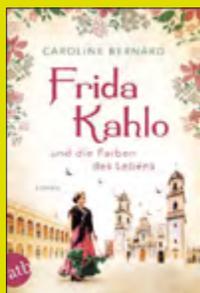


Zurück zum Buch: Für die Polizei ist schnell klar, dass jemand von den mangelhaften, veralteten Sicherheitsvorrichtungen gewusst und diese Information weitergegeben hatte. Der Verdacht fällt auf den Professor und Kunstdetektiv Adrian Falke, er hatte sich am Vortag die Vitrinen genauestens angesehen. Die Direktorin Julia Graf, erst kurz im Amt, erhält eine Mail mit einer Lösegeldforderung – der Schmuck würde bei Nichtbezahlung zerlegt werden. Graf und Falke folgen notgedrungen als Team der Spur der Juwelendiebe über Hamburg, Paris und Antwerpen bis nach London, der Polizei immer einen Schritt voraus. Dann wird ein weiterer ungeheurer Diamantenraub in Brüssel in Auftrag gegeben (den gab es ebenfalls, wenn auch nicht zeitgleich). Doch irgendwann ist Schluss mit lustig ...

Wie schon in den Cold-Case-Fällen bringt Burow, bei aller Rasananz, zwischendurch zum Schmunzeln, etwa wenn er sich selbst auf die Schaufel nimmt und einen leicht abgewandelten Buchtitel zitiert: »Die juristische Doktorarbeit – leicht gemacht.« Wäre Kunstdetektiv auch für ihn vorstellbar? Immerhin fallen Ähnlichkeiten mit seinem Adrian Falke auf. »Nein, das wäre keine weitere berufliche Option. Als Strafrichter und Autor bin ich ganz gut ausgelastet.«

Übrigens, die Juwelen des Grünen Gewölbes gehören, mit einem Versicherungswert von mindestens 113,8 Millionen Euro, zum Weltkulturerbe. Der Prozess gegen sechs Tatverdächtige begann im Jänner 2022. Es wird befürchtet, dass die bisher nicht aufgetauchten Objekte zerlegt, die Diamanten herausgehoben und umgeschliffen werden und damit unwiederbringlich verloren sind. ■

CAROLINE
BERNARD
inspirierte ein
Millionenpublikum



Jetzt ist es an
der Zeit, die
außergewöhnliche
Geschichte von
LISA FITTKO
zu erzählen.



Entdecken
Sie die
Geschichte von
Lisa Fittko!

RL

rütten & loening

© www.buerosued.d

Mord im Steinbruch

Ein Wiener Polizist außer Dienst in der burgenländischen Provinz

Nikolaus Lauda, gebürtiger Wiener und Ex-Polizist, der einige Jahre in Essen gearbeitet hat, kehrt in die österreichische Heimat zurück: Im burgenländischen Rust kriecht er in einem verlassenen Haus unter — er ist auf der Flucht vor der Mafia.



▲ Lukas Pellmann
Tod am
Neusiedler See
emons, 304 S.

Eigentlich möchte der Eigenbrötler, der Anfang vierzig ist, für sich bleiben und kein Aufsehen erregen — aber in einem Ort wie Rust, in dem jeder jeden kennt und nichts unbemerkt bleibt, ist dies schwer zu bewerkstelligen. Wenn dann auch noch eine Journalistin unter mysteriösen Umständen im nahen Steinbruch von St. Margarethen stirbt und Lauda unter Verdacht gerät, wird natürlich sein kriminalistischer Instinkt geweckt und er stellt Nachforschungen an. Ein Hund wird sein ständiger Begleiter und einige Ortsansässige zur Unterstützung.

Die Handlung nimmt rasant ihren Lauf und rollt nicht nur den Kriminalfall auf, sondern holt auch Bruchstücke der Vergangenheit hervor — die von Nikolaus und die des Ortes. Dem gebürtigen Essener und seit Jahren in Wien lebenden Autor Lukas Pellmann ist nach seinen interaktiven E-Book-Krimis ein leichtfüßiges Romandebüt gelungen, das tief in die österreichische Provinz blicken lässt und in das, was möglicherweise die »österreichische See« ist. Wenig idyllisch, dafür witzig, ironisch und voller Situationskomik kommt diese Geschichte daher, inmitten der Tristesse der spätherbstlichen ungarischen Tiefebene. Es bleibt nach der kurzweilig-unterhaltsamen Lektüre zu hoffen, dass Niki Lauda, dieser verschlossene Antiheld, nach Rust zurückkehren wird. ■

Karoline Pilcz

Ich bin dann mal tot

Ursula Poznanski macht es Anthony Horowitz und J.K. Rowling nach und wechselt die Zielgruppe.

Nadine, ehrgeizig, gutaussehend und eine echte Bitch, macht den Newsflash auf Quick-TV. Wie immer ist sie spät dran, auch – boshaft, wie sie ist –, um ihr Team auf Trab zu halten. »Ein trauriges Ereignis droht dem-



▲ Ursula
Poznanski
Stille blutet
Knauer, 400 S.
ET: 1. September
2022

nächst die Medienlandschaft zu erschüttern«, liest sie vom Teleprompter ab. »Bei dem Opfer handelt es sich um ... « Sie stolpert über den eigenen Namen. »Abbruch!« Wenig später ist Nadine tatsächlich tot. Zwischen den Ermittlern, dem Unsympathler Oliver vom LKA und Fina, eher dünnhäutig wegen ihres nicht gerade idealen Körpergewichts, läuft es unrund. Anfangs ist beiden der Ex – Werbeagentur, schicke Dachgeschosswohnung, ein »Weiberer«, wie man in Wien sagt – äußerst verdächtig. Über Nadine kommen nach und nach sehr unschöne Dinge ans Licht, weitere potenzielle Opfer müssen im Netz den eigenen Tod ankündigen.

Mit ihrem Titel »Vanitas« ist Ursula Poznanski erfolgreich von der Jugendliteratur ins »Erwachsenenfach« gewechselt und setzt das nun vielversprechend fort. »Jemand hatte dem Ö in Mörder Hörner aufgesetzt«: Seit Vladimir Vertliebs »Großer Möhrengasse« (in Anspielung auf die bekannte Große Mohrengasse im 2. Bezirk in Wien) ist sonst niemandem ein derartiger Mikrohumor gelungen! Und Fina alias Serafina Plank (Der Name hört sich an, »als würde ein Engel im Flug gegen eine Betonmauer prallen.«) hat nicht nur (Körper-)Fülle, sondern auch Potential. Das wird sie wohl bald beweisen können, denn vollständig aufgeklärt wird in »Stille blutet« zunächst nicht. ■

Maria Leitner

Buchkultur

Mordvorwürfe verjähren nicht ...

... und dieser neuaufgelegte, einst zum besten aller Zeiten gewählte Krimi auch nicht.

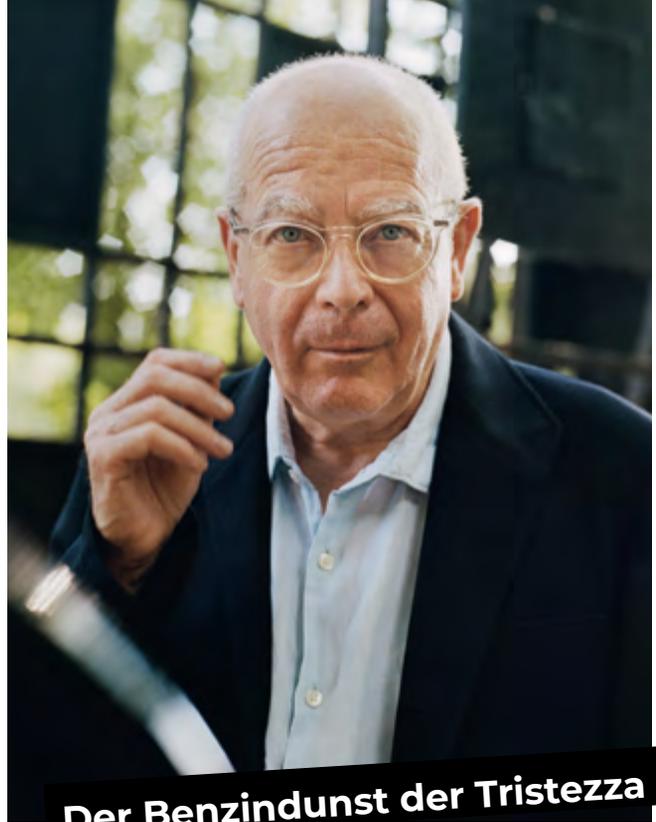
Scotland Yard-Inspektor Alan Grant muss nach einem Dienstunfall für längere Zeit mit einem gebrochenen Bein das Krankenhausbett hüten und langweilt sich fast zu Tode. Zu seinem großen Glück wird er jedoch bald in einen Kriminalfall von großer historischer Tragweite verwickelt. Ihm fällt nämlich ein Porträt des englischen Königs Richard III. in die Hände, das ihn nicht mehr loslässt: Grant kann das sanfte, weise Gesicht, das ihm entgegenblickt, nicht mit dem grausamen Mörder in Einklang bringen, als der Richard allgemein verschrien ist. Besonders die seit Jahrhunderten wiederholte Behauptung, der König sei für den Tod seiner beiden Neffen, den sogenannten Prinzen im Tower, verantwortlich gewesen, macht dem Inspektor schwer zu schaffen. Also beginnt er zu ermitteln. Mit Hilfe von ins Krankenzimmer bestellten Geschichtsbüchern und der Unterstützung eines jungen Amerikaners, der in der British Library seine Tage vertrödelt, entwickelt er ein neues Bild der historischen Person Richard III., das die historische Überlieferung in Frage stellt ...

Josephine Tey, hierzulande leider viel weniger bekannt als ihre Kolleginnen Agatha Christie oder Dorothy L. Sayers, hat mit diesem 1951 erschienenen Text keinen klassischen Krimi mit Leiche, Tatort, Zeugenbefragungen, Alibis, falschen Geständnissen usw. verfasst, stattdessen folgen wir ihrem bettlägerigen Inspektor in diesem fünften Teil der Krimi-Reihe auf eine spannende akademisch-archivarische Spurensuche, die auch heutige Leser/innen trotz diverser mittlerweile überholter wissenschaftlicher Thesen noch sehr zu fesseln weiß. ■



◀ Josephine Tey
Alibi für einen König
Ü: Maria Wolff
Kampa, 256 S.

Magda Birkmann



Der Benzindunst der Tristezza

Seltsam leer, distanziert und gleichzeitig bedrohlich: ein böses Kammerenspiel

Yves Ravey, geboren in Besançon ist Autor von siebzehn Romanen, für die er mehrfach ausgezeichnet wurde. Seine Theaterstücke kamen in Frankreich an vielen renommierten Bühnen zur Aufführung. Im vorliegenden Titel besticht nicht so sehr der Plot — der zwar überzeugend mit den Mitteln des Krimigenres spielt, aber weniger Krimi ist als ein Kabinettstück über einen Soziopathen und andere Getriebene — sondern die Atmosphäre.

Orte wie Bahnhöfe, Autobahnraststätten und Tankstellen implizieren ein eigenes Flair — einerseits sind es Orte des Flüchtigen, der Durchreise, andererseits gerinnt an ihnen die Zeit zu einer gewissen Dickflüssigkeit. Vor allem für jene, die nicht einfach für einen Zwischenstopp halten, sondern dauerhaft bleiben, völlig entgegen der Bestimmung des Ortes. »Die Abfindung« präsentiert einen solchen Ort und vermittelt das Gefühl, das Edward Hopper-Gemälde »Gas« (1940) hätte einen Ortswechsel nach Frankreich unternommen. Die Zeit spielt wenig Rolle, auch wenn die Zapfsäulen an der insolvenzbedrohten Tankstelle von Jean Seghers und seiner Frau fraglos moderner sind. Das *middle of nowhere*-Gefühl, die *tristezza pura* reichen einander über Kontinente und Jahrzehnte die Hand. Dazu passt auch die Distanziertheit, mit der Seghers über seine Situation berichtet. Den Verdacht, dass seine Frau ihn betrügt; die Pleite; die rechtmäßige Forderung seines Angestellten nach der Abfindung, die Seghers nicht parat hat; der — erneute — Brand in der Tankstelle; die polizeiliche und versicherungsseitige Ermittlung; und noch einiges mehr. ■

Sylvia Treudl



◀ Yves Ravey
Die Abfindung
Ü: Holger Fock,
Sabine Müller
Liebeskind, 112 S.



VON TRAUM- DREHBÜCHERN UND LIEBLINGS- BESCHÄFTIGUNGEN

Es ist beinahe unmöglich, sich der Schönheit von Sonja Danowskis Illustrationskunst zu entziehen. Wer ist diese Frau, die so viel Liebreiz und Anmut auf ein Blatt Papier zaubern kann?

— VON ANDREA WEDAN

Alle, ja ganz bestimmt alle, die das erste Mal ein Bilderbuch von Sonja Danowski in Händen halten und es öffnen, werden nicht umhinkommen, ein tiefes, inniges »Wowww« von sich zu geben. Auch meine Idee, mit Sonja Danowski dieses Interview zu führen, kam spontan und unmittelbar in dem Augenblick, als ich vorab in die ersten Seiten ihres neuen Buches »Nachts im Traum« blicken durfte. Ich wollte sofort mehr wissen.

Aufgewachsen ist Sonja Danowski in Nordrhein-Westfalen, später in Bayern. Ihr Designstudium hat sie in Nürnberg abgeschlossen, zog dann nach Berlin, wo sie heute noch lebt und arbeitet. »Ich mag diese lebhafteste, farbenfrohe Stadt nach wie vor sehr. Ich wohne in einem alten, ruhigen Hinter-

hofgebäude hoch oben im fünften Stock mit Blick auf Dächer, auf denen sich jeden Abend eine Schar Krähen versammelt. Mein lichtdurchfluteter Raum ist für mich einer der besten Arbeitsräume aller Zeiten.« Ihr zweites Zuhause, verrät sie mir, ist das Haus ihrer Eltern an der Ostsee. »Das Haus ist von weiten Feldern umgeben, auf denen Wildgänse und Kraniche landen, man kann das Meer und den Küstenwald zu Fuß erreichen, und im Garten stehen wunderschöne Hortensienbüsche.«

An Orten der Inspiration mangelt es der Künstlerin also nicht, doch wie hat sie zu diesem, ihr so eigenen naturalistischen Stil, kombiniert mit zarter Verträumtheit und einem Hauch von Melancholie gefunden? »Ich glaube diese Bildsprache hat schon immer in mir geschlummert. Heute ist sie nur viel ausgereifter. Anfangs beschränkte sich die Motivwahl auf Dinge aus meiner Umgebung, die ich merkwürdig fand: Brotzeitdosen, Flohmarktszenen, Menschen in der U-Bahn. Um meine Technik zu verbessern, war ich sehr produktiv und meine Motive wurden phantastischer und fiktiver. Meine Wahrnehmung ist eher darauf ausgelegt, sich im Detail zu verlieren als die Dinge zu vereinfachen.« So gleichen ihre Bilder eigentlich mehr imposanten Gemälden als einfachen Illustrationen und Sonja Danowski hätte auch den Weg einer Künstlerin in Sinne einer Malerin einschlagen können. Doch sie hat sich für das Kinderbuch entschieden, denn sie ist mit Büchern aufgewachsen und diesen ist sie seit ihrer Kindheit immer noch tief verbunden.



Foto: Sonja Danowski © privat | Illustrationen aus »Nachts im Traum« © Sonja Danowski



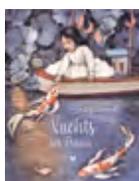
Wieviel Kind steckt noch in ihr und darf man als Kinderbuchillustratorin überhaupt erwachsen werden, möchte ich von ihr wissen. »Ich würde sagen, in jedem von uns stecken immer 100 Prozent unseres kleinen Ichs. Nur mit der Zeit kommen mehr Außeneinflüsse und Erfahrungen hinzu und da rückt das schnell in den Hintergrund. Aber das Kind in uns ist dadurch nicht hoffnungslos verloren. Es ist sehr bereichernd, sich hin und wieder der Leichtigkeit des Kindseins hinzugeben. Geschichten Ausdenken war schon früher eine meiner Lieblingsbeschäftigungen und ich hatte diese ungebändigte Energie, die Dinge auszuprobieren und spielerisch zu lernen.«

Nun will ich es aber ganz genau wissen, denn für Menschen wie mich, die immer noch Strichmännchen wie im Vorschulalter zeichnen, ist es unvorstellbar, wie man so ein Bild aufs Papier bringt. Und Frau Danowski erklärt es mir, wie eben einem Vorschulkind, geduldig und Schritt für Schritt. »Zeichnen ist eine emotionale Sache, aber nicht nur. Da ist zuerst das weiße Blatt Papier, auf dem nach und nach ein Szenenbild entsteht, das die Handlung und die Stimmung transportiert. Ich beginne mit einer detaillierten Bleistiftzeichnung. Dabei muss ich auch öfters mal etwas verwerfen oder nochmal ganz neu anfangen. Beim Zeichnen bin ich sehr geduldig, wenn etwas nicht auf Anhieb klappt, starte ich einen neuen Versuch. Das Kolorieren mit Tinte und Aquarellfarben ist dagegen viel entspannender und birgt Überraschungen, weil es der Komposition Tiefe und Kontraste verleiht. Durch die Mischtechnik entsteht eine leichte Patina, das erklärt auch meine Vorliebe für gedämpfte Töne. Es ist erstaunlich, wie das Licht und die Farbnuancen die Atmosphäre beeinflussen. Während ich arbeite, fühle ich mich

ganz konzentriert in die Geschichte hinein. Ich stelle mir alles genau vor, es ist wie ein Tagtraum, in dem ich selbst Regie führe.« Klingt aus ihrem Mund, als wär's gar nicht so schwierig. Ich werde es dennoch immer nur bewundern können und Menschen mit dieser Begabung als begnadet betrachten.

Kommen wir aber nun zum neuen Buch, bei dem Sonja Danowski wieder einmal mehr Autorin und Illustratorin zugleich ist. Es heißt »Nachts im Traum« und gibt Einblicke in die Traumabenteuer von Kindern. Die fiktiven Traumszenen führen in die geheimen Welten der Kinder und lassen uns erahnen, womit sie sich tagsüber beschäftigen und was sie bewegt. Begleitet werden die Bilder durch dreizeilige Texte, angelehnt an die Gedichtform des japanischen Haikus, da, wie die Künstlerin findet, diese Textform wunderbar zur flüchtigen Poesie von Träumen passt. Sonja Danowski erinnert sich: »Als Kind sträubte ich mich oft schlafen zu gehen, weil ich natürlich alles andere spannender fand. Irgendwann entdeckte ich, wie gut es tut, einfach dazuliegen, die Augen zu schließen und Dinge zu sehen, die sonst niemand sieht. Und genau zu einem solchen Traumdrehbuch soll der letzte Satz im Buch »Und wovon träumst du heute Nacht?« auffordern.«

Nun ist die Zeit, in der wir gerade leben, mit ihren vielen Krisen, dem Krieg und den wirtschaftlichen Problemen, wahrhaftig keine traumhafte. Ist es dennoch angebracht sich dem Träumen hinzugeben, will ich wissen, und es kommt wie aus der Pistole geschossen: »Auf jeden Fall. Gerade jetzt brauchen wir Rückzugsorte, in denen wir zur Ruhe kommen können. Unsere Träume dienen der Entspannung und der Neuordnung von Erlebten. Auch bedrohliche Situationen, wie wir sie gerade erleben, können in Träumen verarbeitet werden, sodass wir besser damit umgehen können. Und das Gute ist, dass wir auch schon vor dem Schlafen gehen unsere Sinne von sorgenvollen Gedanken ablenken können – und dafür sind Bücher wie geschaffen.« ■



▲ Sonja Danowski
Nachts im Traum
Bohem Press,
64 S., ab 4



► Entdecken Sie Erstaunliches auf einer Reise durch die Schaffenszeit der Künstlerin auf sonjadanowski.com.





NIPPONS TÖCHTER

Zwei faszinierende Romane erzählen von Heldinnen mit japanischen Wurzeln in sehr unterschiedlichen Szenarien.

VON ANDREA WEDAN

»Was seid ihr denn jetzt eigentlich?« Diese Frage hören Alina und ihre Schwester Josie oft. Auch wenn sie amerikanisch erzogen wurden, können sie ihre japanischen Wurzeln nicht leugnen. Mariko Turk geht in ihrem Debüt »So federleicht wie meine Träume« in der Rassismusfrage aber noch einen Schritt weiter – hinein die Welt des klassischen Balletts. Alina träumt davon, eine große Ballerina zu werden. Als sie nach der Ballettstunde noch ihre Fouettés perfektionieren will, stürzt sie unglücklich und der komplizierte Beinbruch beendet ihre Karriere noch bevor sie begonnen hat. Der Grund für Alinas übertriebenen Ehrgeiz findet sich in ihrer Ballettlehrerin. Diese hat Alina, als japanische Tänzerin, in eine Schublade gepresst und besetzt mit ihr Jahr für Jahr den Chinesischen Tanz im Nussknacker. Alle wissen, dass diese Rolle ihrem Können nicht gerecht wird, doch Balletttänzerinnen gehorchen und schweigen.

Alinas Schwester Josie hat sich dem Modern Dance verschrieben und macht, bei Choreografie sowie Interpretation ihrer Tanzkunst, ihre eigenen Gesetze. Immer wieder explodiert die »Neidbombe«, wenn Alina ihre kleine Schwester tanzen sieht. Und doch ist es letztendlich Josie, die Alina dazu bringt, die verstaubten Gesetze und rassistischen Zustände beim Ballett zu hinterfragen. Auf Initiative ihrer neuen Freundin Margot, bewirbt Alina

sich bei einer Musicalaufführung und bekommt prompt die Rolle des Vamps in »Singin' in the Rain«. Alina durchläuft während der Proben einen schwierigen Prozess, der die Leser/innen bestimmt genauso faszinieren und tief bewegen wird, wie er das bei mir getan hat.

Eines der lehrreichsten Bücher, das ich in letzter Zeit gelesen habe. Es behandelt neben den Schattenseiten des Spitzentanzes und dem Schmerz, einen Traum aufgeben zu müssen, auch ein absolutes Tabu-Thema: den blanken Neid.

Und ich weiß jetzt was Battements sind, ein Développé oder ein Relevé, ich denke über die Tiefsinnigkeit von »Finishing the Hat« aus »Sunday in the Park with George« nach, kenne Songs von Stephen Sondheim und weiß wer Misty Copeland ist.



▲ Mariko Turk
So federleicht wie meine Träume
Ü: Dagmar Schmitz, cbj, 400 S., ab 14

Einen Einblick in die Geschichte, die Kultur und die Küche Japans gibt Emiko Jean in ihrem Buch »Tokyo ever after. Prinzessin auf Probe«. Auch wenn es erster Linie ein romantischer Prinzessinnen-Roman ist, erfährt man, dass ab dem 12. Jahrhundert Shogune über Japan herrschten und die Kaiserfamilie nur repräsentative Aufgaben erfüllte. Erst 1868 wurde der letzte Shogun entmacht. Von da an war wieder der Tennō offizielles Staatsoberhaupt, die

Strukturen der Adelsklasse wurden aufgelöst und ein modernes Japan geschaffen. Man erfährt, dass Tokio ehemals Edo hieß und schon zweimal fast gänzlich zerstört wurde, dass Kaiseki ein essbares Gesamtkunstwerk ist und man in Kyoto im Juli das Gion-Matsuri-Festival feiert.



▲ Emiko Jean
Tokyo ever after.
Prinzessin auf Probe
Ü: Katarina Ganslandt, dtv, 384 S., ab 13

Das und vieles mehr über Japan und die komplizierten Gepflogenheiten in dessen Kaiserhaus muss Izumi nun lernen. Denn ob sie will oder nicht – und eigentlich will sie eher nicht – sie ist die Tochter des Kronprinzen von Japan. 16 Jahre hat ihre Mutter darüber geschwiegen und Izumi ist so normal, wie es für ein asiatisch aussehendes Mädchen im Norden Kaliforniens möglich ist, aufgewachsen.

Doch ab dem Tag, an dem sie den Tōgū-Palast betritt, um ihren Vater kennenzulernen, verändert sich Izumis Leben schlagartig. Plötzlich hat sie eine Kammerzofe, pastellfarbene Kleider, Benimmunterricht und einen Bodyguard, der sie nicht aus den Augen lässt. Es dauert allerdings nicht lange, und Izumi lässt ihren Bodyguard auch nicht mehr aus den Augen. Als das der japanischen Boulevard-Presse auffällt und der quirligen Izumi ein peinliches Hop-pala nach dem anderen passiert, beginnt sie sich und ihren Status als Prinzessin zu hinterfragen. Hier mischen sich exotische Romantik, erstaunliches Wissen und frecher Humor zu einem absolut empfehlenswerten Buch. ■

NICOLAS liest ...



Nicolas Hasler, 15, kommt aus der Schweiz und wohnt mit seinen Eltern und seinem jüngeren Bruder in der Kleinstadt Sursee, wo er auch die Kantonschule besucht. In seiner Freizeit liest er gerne und spielt Fagott.

Das Wasser bis zum Hals

Am 24. Januar verändert sich Marius' Leben schlagartig. Beim Versuch, seine Mutter vor seinem blutrünstigen Vater zu schützen, der mit einem Messer auf sie einsticht, wird er schwer verletzt. Blutüberströmt ruft er nach Hilfe. Er hört die Sirenen eines Krankenwagens, der ihn kurz darauf ins Krankenhaus bringt. Als er nach einiger Zeit das Krankenhaus verlassen kann, erwartet ihn eine ungewisse Zukunft. Da seine Mutter von seinem Vater umgebracht wurde, hat er kein zu Hause mehr. Er wird zunächst in einem Heim einquartiert, wo er kaum Anschluss zu den anderen Jugendlichen findet und sich immer mehr vor der Welt verschließt. Er wird kriminell, stiehlt immer häufiger und mehrere Sozialarbeiter scheitern gnadenlos bei dem Versuch ihn zu bändigen. Als ihm schließlich das Wasser bis zum Hals steht, beschließt Marius abzuhaufen. Als Obdachloser begegnet er zwei Arten von Leuten: Solche, die ihm vergeblich helfen wollen und bedauerlicherweise auch einer großen Anzahl an Menschen, die ihn verachten und beschimpfen. Als der Winter naht, versuchen ihn seine Sozialarbeiter dazu zu bewegen, in den warmen Räumen der Obdachlosenzentren zu übernachten, damit er nicht draußen erfriert. Dieses Angebot lehnt er jedoch stur ab, weil er der Meinung ist, für sich selbst sorgen zu können.

Dieses Buch ist ein sehr besonderes Leseerlebnis, denn der Text ist in einer Art Bewusstseinsstrom geschrieben. Dadurch ist man sehr nahe am Protagonisten, Marius, dran. Man fühlt unmittelbar mit, hofft in gewissen Situationen vergeblich, dass sich sein Zustand verbessert, verspürt einen Funken Hoffnung, wenn ihm jemand hilft – eine wahre Achterbahn der Gefühle. Es ist aber nicht nur richtig gute Literatur, sondern der Text ist auch von gesellschaftlicher Relevanz. Leider gibt es immer noch viele Menschen, die auf der Straße leben, die nicht weiterwissen und sich vergeblich eine bessere Zukunft wünschen. Gerade Menschen, die psychisch schwach sind, brauchen professionelle Hilfe, um wieder auf die richtige Bahn zu kommen. Da es in diesem Bereich aber oft an Personal mangelt, kann es sein, dass diese Menschen nicht ausreichend oder gar keine Hilfestellung erhalten und dadurch immer weiter abstürzen. Ich würde das Buch jedem empfehlen, der solche Stories gut verarbeiten kann. ■



► Christian Duda
Baumschläfer
Beltz & Gelberg,
196 S., ab 14

EINE LIEBES- ERKLÄRUNG AN KINDER – UND EIN HOCH AUF DAS LEBEN!



32 Seiten / 978-3-7913-7516-8 / € 15,50 (A)

DREIMALDREI

VON ANDREA WEDAN



KINDERBUCH



▲ Tuutikki Tolonen
Agnes und der Traumschlüssel
Ill: Kati Vuorento,
Ü: Elina Kritzokat,
Carlsen, 208 S.

Das kleine Museum der finnischen Stadt Harmala bekommt eines Tages eine seltsame Schenkung. Der gesamte Nachlass von A. M. Brycknen soll dem Museum gehören, wenn es bereit ist, eine kleine kostbare Schatulle auszustellen und sie dem zu überlassen, der den passenden Schlüssel dafür besitzt. Im selben Sommer zieht die 11-jährige Agnes mit ihrer Mutter in die Kleinstadt. Agnes entdeckt bei einem Spaziergang ein altes Grab aus dem Jahr 1938. Auf dem Grabstein steht ihr Name: Agnes Margarethe, 2.8.1938. Auch Agnes hat am 2.8. Geburtstag. Zusammen

mit ihrem neuen Freund Muffin erlebt Agnes einen aufregenden Sommer, der ein großes Familiengeheimnis lüftet. Ein schön zu lesendes Abenteuer, kurzweilig und wie gemacht für einen chilligen Tag im Freibad.



▲ Oliver Schlick
Als Doktor Möhrke durch Zufall den Unsinn erfand
Ill: Fiete Koch,
Ueberreuter, 64 S.

»Sinnlos ist ein Leben ohne Unsinn« – das, oder zumindest sowas Ähnliches hat sich Oliver Schlick bestimmt gedacht, als er Frau Dr. Möhrke erfunden hat, die ihrerseits wiederum aus purem Versehen in ihrem Labor die falschen Flüssigkeiten zusammenführt und so ein kleines grünes Männchen mit rotem Strubbelhaaren erschafft – den personifizierten Unsinn. Und der wird seinem Namen mehr als gerecht, besonders als ihn Frau Dr. Möhrke zum großen Erfinderkongress nach Berlin mitnimmt und er dort die ernsthaften Erfinder ordentlich aufmischt. Viel Lesespaß,

der vermittelt, dass – wenn man die sinnvollen Sachen hinter sich gebracht hat – auch der Unsinn seine Berechtigung hat. Jeden Tag, am Wochenende und in den Ferien sowieso!



▲ Ben Miller
Der Junge, der die Welt verschwinden ließ
Ill: Daniela Jaglenka, Ü: Leena Flegler, arsEdition, 224 S.,
ET: 30. August 2022

Der 11-jährige Harrison versucht stets gefällig und höflich zu sein. Doch manchmal überkommt ihn ein großer Wutanfall, den er kaum beherrschen kann. Eines Tages bekommt er einen seltsamen Ballon geschenkt. Wie sich herausstellt, ein schwarzes Loch. Wie praktisch – nun kann Harrison alles verschwinden lassen, das ihn wütend und ihm Angst macht: Brokkoli, den Nachbarshund und seinen fiesen Mitschüler Hector. Immer mehr verbannt er in sein schwarzes Loch. Doch das geht nicht lange gut und Harrison beginnt zu begreifen, dass es besser ist, sich seinen Ängsten zu stellen. In diesem tief sinnigen, aber doch sehr humorvollen Buch werden sich bestimmt viele Kinder wiederfinden. Angst und

Wut sind Gefühle, über die es oft schwerfällt zu sprechen – diese kluge Geschichte macht dafür Mut! ■

JUGENDBUCH



▲ Mercedes Helnwein
(Not so) Amazing Grace
Ü: Rita Gravert,
Moon Notes,
368 S.

»Not so Amazing Grace« – das dachte ich mir auch nach den ersten 50 Seiten und wollte das Drama der unsympathischen Protagonistin eigentlich nicht weiter verfolgen. Allein der eindrucksvolle Schreibstil der Autorin hat mich dazu bewogen, immer wieder umzublättern und weiterzulesen. Und gut war's. Auch wenn mir Grace nur minimal sympathischer wurde, war es doch spannend zu lesen, wie dieses eigensinnige Mädchen durch ihre erste Liebe ihre aggressive Sturheit und latente Unzufriedenheit Stück für Stück ablegt und zu begreifen beginnt, dass ihre selbstgewählte Einsamkeit in

Wahrheit kein Vergnügen ist. Außerdem stecken in dem Buch einige sehr treffende Zitate und es verfügt über eine bemerkenswerte Playlist.



▲ Nils Mohl
Henny & Ponger
Mixtvision,
320 S.

Nicht ganz von dieser Welt erscheint die quirliche barfußige Henny dem zurückhaltenden Mechaniker für alte Flipperautomaten Ponger, als er sie das erste Mal in der U-Bahn sieht, wo sie die Notbremse zieht und blitzartig verschwindet. Den beiden Inspektoren, die sie verfolgen, bleibt nur das Nachsehen. Als sie ein paar Tage später in Pongers Werkstatt auftaucht, hat sie eine eigenartige Bitte an ihn. Und da Ponger bereits bis über beide Ohren verliebt ist, willigt er ein – noch nicht ahnend, wo die Reise hingehet

und was er dabei alles herausfinden wird. »Henny & Ponger« – ihre Geschichte macht ein wenig betroffen, beschert aber große Lesemomente und absolute Glücksgefühle. Bitte mehr davon in der Jugendliteratur!



▲ Teresa Hochmuth
Schwester durch die Zeit. Comtesse in Turnschuhen
Magellan, 256 S.

Dotti und Frieda sind zwei 14-jährige Mädchen, die beide in ihrer Zeit ein wenig aus dem Rahmen fallen. Frieda im Jahre 1822 und Dotti 2022. Als Dotti über eine Klappe in ihrem alten Schreibpult plötzlich in Friedas Leben auf Schloss Frankenhausen katapultiert wird, fühlt sich das verträumte Mädchen wie in einem Roman von Jane Austen. Sie liebt all das, was Frieda verachtet. Die möchte viel lieber durch die Welt reisen und die Natur erforschen, als im Salon Deckchen zu sticken und schickliches Benehmen zu lernen. Wenn auch einfach in seiner Sprache zeigt das Buch, was Frauen in den

letzten 200 Jahren geschafft haben, aber auch, dass es noch viel zu tun gibt, um tatsächlich von Gleichberechtigung sprechen zu können. ■

BILDERBUCH

Da wird es wohl wieder Kritik regnen von einigen Seiten. Wie kann man sowas aber auch verlegen? Doch kann man und soll man auch! »Scheiße sagt man nicht« ist ein höchst amüsanter Bilderbuch, das einem höchst umstrittenen Wort gewidmet ist. Ein Wort, das wir alle schon mal verwendet haben und das eben in gewissen Situationen durch kein anderes auch nur annähernd ersetzt werden kann. Nichts verdeutlicht so manches Missgeschick, so manches Unglück oder auch so manche Blödheit besser als ein herzlich gezishtes »Scheisssssse!« Daumen hoch für die Autorin Daniela Kulot! Seien wir ehrlich – es ist wirklich schon größerer Scheiß verlegt worden.



Als Ausgleich zum oben erwähnten Buch möchte ich kleinen und großen Freunden der gepflegten Sprache »Die kleine Hummel und die Sprache der Blumen« ans Herz legen. Es ist mehr als nur eine Geschichte, es ist ein Märchen, das davon erzählt, wie eine kleine Hummel eine vergessene Wiese neu erblühen lässt. Die kleine Hummel erlernt die Sprache der einzelnen Blumenarten und trägt ihre freundlichen Botschaften von Blüte zu Blüte. Die Freude der Kornblumen, die Hoffnung der Narzissen, die Zuneigung der Tulpen. Je mehr Blumen sie diese Botschaften überbringt, desto üppiger wird die Wiese und selbst im angrenzenden Sumpf hat sie aufmunternde Worte für die dort lebenden düsteren Pflanzen.



Abends, wenn die Menschenkinder schlafen gehen, passiert im Wald etwas Erstaunliches. Die Bibliothek der Nacht öffnet ihre Pforten. Auf den hauchzarten Regalen stehen dutzende Bücher, allesamt voll mit magischen Geschichten, spannenden Abenteuern und unglaublichen Erzählungen. Und die Erzählerin der Nacht wartet schon geduldig auf ihre Zuhörer. Die sind auch bereits unterwegs. Von allen Seiten strömen Käfer, Raupen, Glühwürmchen, Fledermäuse, ja sogar die Nachtfalke herbei, um der Erzählerin und ihren wundersamen Geschichten zu lauschen. Ganz bestimmt lauschen auch die Menschenkinder gerne, lassen ihre Fantasie beflügeln und staunen über die bezaubernden Illustrationen. ■



SAMi macht Vorlesen zum Erlebnis

Einfach Lesebär SAMi an ein SAMi-Buch stecken, Seite für Seite blättern und schon hörst du die Geschichte, die du siehst – mit Musik, Geräuschen und viel Atmosphäre. Für Kinder im Alter von 3 bis 7 Jahren!



Entdecke SAMi und seine Bücherwelt: zwei Starter-Sets (SAMi und Buch) und bereits über 20 SAMi-Bücher erhältlich!

www.sami-lesebaer.de

Bilderbuch + Hörbuch = SAMi-Lesepaß

© Illustration SAMi: Andrea Dölling

Mirabilia

Susanne Rettenwander gräbt in ihrer Rolle als moderne Schatzsucherin antiquarische Goldstücke aus und stellt sie hier vor.



»HEYNE EXQUISIT« – EROTIKA FÜR ALLE?

Als der geschäftstüchtige Junior-Verleger Rolf Heyne Anfang der 1950er Jahre von seinen Studienreisen in den USA nach München zurückkehrte, hatten sich in ihm bereits jene Gedanken geformt, die einige Jahre später in der deutschen Verlagsbranche einen Umbruch auslösen sollten. Angestachelt von der Erkenntnis, dass sich alles zu Geld machen lässt, richtete er den kaum profitablen Verlag seines Vaters völlig neu aus. Im Gegensatz zur europäischen Tradition, die die Aura des Buches durch kostbare Materialien und aufwendige Gestaltung zu entfalten, orientierte sich Heyne an der Idee des Buches als billig produzierte Massen- und Unterhaltungsware. Kurz nachdem der Rowohlt-Verlag mit Hilfe der Besatzungsmächte seine »Rowohlts-Rotations-Romane« (rororo) als moderne Taschenbücher etablieren konnte, wartete auch der kleine Heyne-Verlag mit einem breitgefächerten Bücherangebot auf. Um sich gegen den großen Player behaupten zu können, ließ sich Heyne ein besonderes Alleinstellungsmerkmal einfallen. Er gliederte sein Programm in Reihen, die sich jeweils einem

Schwerpunkt widmeten. Neben der »Allgemeinen Reihe«, die die Interessen des breiten Publikums abdeckte, erschloss er Nischenfelder der Literatur für eine etwas experimentierfreudigere Leser/innenschaft. Der zunächst skeptische Vater tat gut daran, die Wagnis-

se seines Sohnes zu unterstützen, denn die Welt war schon längst eine andere geworden. In den 1960er Jahren liberalisierte sich die Gesellschaft und die jungen Menschen waren bereit, aus den starren Gefügen auszubrechen. Heynes Ansatz, versteckte Texte der Weltliteratur auszugraben, um sie lukrativ zu vermarkten, entsprach dem Zeitgeist. Damit mischte sich Literatur, bisweilen unbekannte oder marginalisierte, unter das Volk. Vor diesem Hintergrund trat eine Taschenbuchsammlung in Erscheinung, die mit ihrer ersten Ausgabe im Jahr 1967 einen Skandal auslöste. Unter dem Titel »Exquisit« und dem grafischen Emblem einer Königslilie stellte sich die neue Reihe zur Aufgabe »Kostbarkeiten der amourösen Dichtung aller Zeiten, seltene Werke der galanten und erotischen Literatur« zugänglich zu machen.

Im Laufe der folgenden 24 Jahren überschwemmten die kleinen, praktisch für männliche Hosentaschen ausgerichteten und in quietschbunte Einbände geklebten Heftchen den Markt. Zunächst wurden die klassischen Erotika der europäischen Literaturen verlegt und später mit japanischen und chinesischen Werken angereichert. Als mit dem Fortschreiten der Nummern auch die Texte seltener antiquarischer Privatdrucke als große Sensationsfunde verhöbert waren, musste Heyne den von ihm selbst geschaffenen Bedarf mit unkonventionellen Maßnahmen bedienen. Ab der Taschenbuchnummer 119 konnten unter der Rubrik »Exquisit Modern« mehr oder weniger geglückte erotische Romane von zeitgenössischen



Buchkultur SCHAUKASTEN

Autor/innen erstanden werden. Der große Erfolg gelang ihm erneut, als er den Boom der Sexualwissenschaften für sich nutzte und ab 1977 das »Exquisit Sachbuch« vorlegte. In unregelmäßiger Abfolge wechselten sich die drei Formate bis zum Ende der Reihe mit der Ausgabe 469 im Jahr 1990 ab. Dass die gesellschaftliche Liberalisierung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts von und für weiße Männer gemacht war, zeigt sich bis heute, vor allem hinsichtlich Sexualität und Erotik. Heynes auf Sensationsmarketing getrimmtes Programm lancierte mitunter misogynen, rassistischen, queerfeindlichen und pädophilen (Gewalt-)Fantasien und war einzig darauf ausgerichtet, den eurozentristisch-männlichen Blick zu reizen. Um die qualitativen Mängel der am Fließband produzierten Pornoinhalte von mediokrinen Schriftsteller/innen und dubiosen Expert/innen zu kaschieren, lockten immer verheißungsvollere Fotografien und Bildillustrationen auf den Buchcovern. Die übertriebene Gesamtaufmachung von »Heyne Exquisit« in Text und Bild trieb zweifellos das satirische Spiel mit den (männlichen) Begierden auf die Spitze und führte – ganz im Stil des erotisch-literarischen Genres – die traditionellen Normen und Werte ad absurdum. Gegenwärtig gelten sie daher für manch eine/n passionierte/n Sammler/in als bizarr-humoristisches Trash-Kulturgut, das bevorzugt auf Flohmärkten gejagt wird. Nichtsdestotrotz spiegeln sich in den Büchlein die Machtverhältnisse einer Gesellschaft wider, die bis zum heutigen Tag auf Asymmetrien baut. Die Welt ist zwar wiederum eine andere geworden, kulturelles Erbe wie dieses wird kontextualisiert und kritisch aufgearbeitet. Dies bedeutet aber nicht, dass die Vergangenheit überwunden ist oder Menschen nicht mehr verletzt werden. ■

Druckfrische Neuerscheinungen, die wir Ihnen für die kommenden Wochen besonders empfehlen möchten.

Exklusives Bonusmaterial + Leseproben online



▲ Marie Marcks
Die große Marie Marcks.
Zweibändige Werkausgabe
Kunstmann



buchkultur.net



▲ Achim Bogdahn
Unter den Wolken.
Meine Deutschlandreise auf die höchsten Berge aller 16 Bundesländer
Heyne Hardcore



▲ Alex Capus
Susanna
Hanser



▲ Viktor Frankl
Zeiten der Entscheidung. Ermutigungen
Benevento



▲ Lukas Pellmann
Tod am Neusiedlersee
emons



▲ Donna Leon
Ein Leben in Geschichten
Diogenes



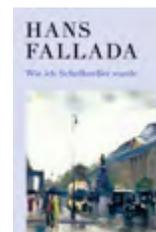
▲ Richard O. Prum, Judith Schalansky (Hg.)
Die Evolution der Schönheit. Darwins vergessene Theorie zur Partnerwahl
Matthes & Seitz



▲ Leona Stahlmann
Diese ganzen belanglosen Wunder
dtv



▲ Elena Medel
Die Wunder
Suhrkamp



▲ Hans Fallada
Wie ich Schriftsteller wurde
Reclam



▲ Negar Djavadi
Die Arena
C.H.Beck



Buchkulturcafé

Fundstücke aus der Bücherwelt zum Schmökern und Versinken, ausgewählt von der Redaktion

MANGANELLI ENTDECKEN



Ein verschrobener Kerl muss der Schriftsteller Giorgio Manganelli, 1922 in Mailand geboren, gewesen sein. So berichtet der ehemalige Hanser-Verleger Michael Krüger, er sei einmal, auf der Suche nach einem passenden Lokal zum Dinieren, mit ihm durch Rom strawanzt. Als Manganelli schließlich, nach ausufernder Nachfrage, was das Menü hergebe, bloß Erbsen bestellte, wunderte sich Krüger, dass man sie Manganelli nicht über den Kopf leerte. Auch Klaus Wagenbach, mittlerweile verstorbener Verleger Manganellis, weiß Geschichten über ihn zu erzählen. Alles, was nicht mit Literatur zu tun hatte, langweilte ihn offenbar im Übermaß: »Hatte die Literatur gesiegt über das Leben, war etwas übergegangen von der Realität in die künstlichen Paradiese der Kunst, dann erst begann es für Manganelli zu leben.« Und Italo Calvino hielt den »höflichen Teufel«, zumindest in den 80er-Jahren, für den weltbesten Schriftsteller. Das im deutschsprachigen Raum bekannteste Werk dieses exaltierten Vertreters experimenteller Literatur, »Irrläufe« (ital. »Centuria«), 1980 publiziert, lädt nun dazu ein, wiederentdeckt zu werden: 100 Romane in Pillenform. Zum Weiterdenken, Schmunzeln und Inspiriertwerden.



◀ Giorgio Manganelli
Irrläufe. 100 Romane in Pillenform
Ü: Iris Schnebel-Kaschnitz
Wagenbach, 160 S.

EINMAL UM DIE GANZE SPRACHWELT

Schon lange keine neue Sprache mehr gelernt? »Parlez-vous espagnol, please?« von Françoise Hauser könnte Sie dazu motivieren, das so rasch wie möglich zu ändern. Das doch recht umfangreiche Buch mit dem etwas holprigen Titel eignet sich perfekt zum Schmökern für Sprachliebhaber/innen und allen, die sie noch lieben lernen.

Weil der anfängliche Anspruch der zum Journalismus übergewechselten Wissenschaftlerin es war, ihr Buch auch für in der Badewanne oder im Bett Liegende zugänglich zu machen, ist daraus vielleicht mehr ein Ausflug, denn eine Reise geworden, doch das tut den amüsanten Sprach-Anekdoten aus aller Welt keinen Abbruch. Wussten Sie etwa, dass Mao Zedong der Hochsprache Chinas, der Putonghua, kaum mächtig und in seinem allerfeinsten Hunan-Dialekt für viele Chinesen gar nicht verständlich war? Kurios auch die Kämpfe um die sogenannte »Hochsprache«. Der Versuch einer Art Ursprache scheiterte etwa in Norwegen, wo sich die Leute weigerten »nynorsk« zu sprechen und stattdessen bei »bokmål« blieben. Die Unterschiede, um die sich gezankt wird, sind dabei marginal.



◀ Françoise Hauser
Parlez-vous espagnol, please?
Die Wunderwelt der Sprachen
Piper, 368 S.
ET: 1. September 2022

Buchkultur
Kaffeehaus-
Tipp

BUCHKULTUR MEETS KAFFEEHAUSKULTUR

Nichts verbindet Bibliophilie und Kaffeeliebhaber/innen wie die Wiener Kaffeehauskultur. Deshalb sucht Buchkultur ab der nächsten Ausgabe nach den gemütlichsten Plätzen, die zum Lesen, Lauschen und Schlemmern einladen.

Sie möchten Ihren Kaffeehaus-Tipp mit uns teilen oder betreiben selbst ein Kaffeehaus, das Sie unseren Leser/innen vorstellen möchten? Welches Buch haben Sie zuletzt im Kaffeehaus genossen? – Schreiben Sie uns eine E-Mail mit dem Betreff »Kaffeehaus-Tipp« an die Buchkultur-Redaktion redaktion@buchkultur.net.



RAUS AUS DEM MÜLL



Wer ist Jürgen Hosemann? Jürgen Hosemann ist jemand, der viel und gerne über Lesen und Schreiben nachdenkt, dessen (gedanken)verlorene Textschnitzel am Ende des Tages wieder aus dem Papierkorb gefischt werden (zufälligerweise bei S. Fischer, wo er Lektor ist), oder er gar selbst herausfischt und auf Twitter oder dem hauseigenen Blog der Allgemeinheit zum Amüsement zur Verfügung stellt. Da lesen sich dann solche Sachen wie: »Ganz ehrlich: Bücher sind was für Leute, die zu dumm sind, Netflix zu abonnieren.« oder »Ich liebe dich« ist ein kurzer Satz, an dem er lange schreibt.« oder »Auch als ich einen Text mit den Worten ›Ich bin tot‹ begann, wurde ich anschließend gefragt, ob er autobiographisch sei.« Über Hosemann sagte einst einer, den er u. a. lektorierend begleitete: »Mein Lektor Jürgen Hosemann ist ein guter Lektor, das heißt ein idealer Leser. Er besteht nicht darauf, dass ich das schreibe. Als Jürgen Hosemann zum ersten regelrechten Lektorat anreiste, dachte ich: Das wird bestimmt wieder so einer sein mit willkürlichen Interventionen gegen gut erwogene Sätze. Er dachte: Das ist bestimmt auch wieder so einer, der sich nichts sagen lässt. Zwei Tage später hatten wir uns beide korrigiert.« Dieses Büchlein inspiriert: Vielleicht fischen Sie ja demnächst auch Ihre verworfenen Gedanken wieder aus dem Müll.

◀ Jürgen Hosemann
**Papierkorb. Über Leben
und Schreiben**
Berenberg, 112 S.



SUCHFUNKTION, DIE

Für Ordnungsliebende ein Genuss, für andere wahrscheinlich eine eher trockene Materie: Der britische Lektor Dennis Duncan hat sich der Geschichte des Index angenommen und bereitet das Thema überraschend schmackhaft auf.

So oft wir das Wort auch in den Mund nehmen, so unklar ist, was solch ein Index, solch ein Register eigentlich ist. Dennis Duncan klärt auf: Nämlich eine so übersichtliche Gliederung, dass den Nutzenden das Zurechtfinden in dem betreffenden Feld erleichtert wird. Ein System, das uns Zeit sparen helfen soll – also bei Weitem mehr als ein reines Inhaltsverzeichnis. Neben der Frage, was die Suchfunktion mit der Rolle des Registers macht, oder inwiefern Google, das ebenfalls nichts anderes als eine Register-suche ist, im »Zeitalter der Suche« zur himmelschreienden Geisteshaltung unserer Zeit geworden ist, erzählt Duncan etwa auch vom kreativen Einsatz in der Literatur. Virginia Woolf, durch ihren eigenen Verlag wohlgeübt im Erstellen solcherlei Register, erhielt dadurch etwa bei ihrem Roman »Orlando« den Schein einer realen Biografie aufrecht. Besonderes Highlight: Der Auszug des tausende Seiten umfassenden, computergenerierten Registers des Buches über Register im Anhang am Ende. Mehr *meta* geht nicht.



▶ Dennis Duncan
Index, eine Geschichte des
Ü: Ursel Schäfer
Kunstmann, 376 S.

WIEN *literatur*



Buchkultur
PRÄSENTIERT

KIRSTIN BREITENFELLNER

Für einen ungewöhnlichen Weg, über die 2014 verstorbene österreichische Malerin Maria Lassnig zu schreiben, hat sich Kirstin Breitenfellner entschieden. In ihrem neuen Roman »Maria malt« durchläuft sie das Leben der eigenwilligen Künstlerin, der erst spät der ihr gebührende Ruhm zuteilwurde, und nähert sich ihr auf geradezu intime Weise. Fünf Jahre lang habe sie an dem Projekt gearbeitet, erzählt Breitenfellner, genug Zeit also, um eine Person wirklich gut kennenzulernen. Dabei sei Lassnig – wie alle großen Künstler/innen – kein einfacher Mensch gewesen. Im Interview erzählt die Autorin über Maria Lassnigs Leben, über ihren Charakter, ihr künstlerisches Umfeld und was sie wesentlich von ihren männlichen Kollegen unterschied:

»Bestimmte Wege zum Ruhm waren ihr verwehrt. Und das höchste Lob, das sie einheimsen konnte, war, dass ihre Kunst ›fast männlich‹ sei. Das hat sie sehr erbost und vielleicht auch ein wenig verbittert. Gleichzeitig hat Maria Lassnig ihr Frausein in ihrer Kunst schonungslos thematisiert. Sie hat es nie verleugnet, sondern eher ausgestellt. Und sich bis ins hohe Alter ihren Humor bewahrt sowie eine gute Portion Selbstironie. Das unterscheidet sie von vielen ihrer männlichen Kollegen.«

Kirstin Breitenfellner, 1966 in Wien geboren, lebt und arbeitet seit 1989 ebenda. Neben ihrer Tätigkeit als Yoga-lehrerin, Journalistin und Literaturkritikerin verfasste sie auch zahlreiche Romane, Sachbücher und Kinderbücher.



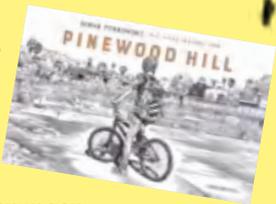
◀ Kirstin Breitenfellner
Maria malt
Picus, 464 S.



»Buchkultur präsentiert: Wien Literatur« stellt zeitgenössische Literatur aus Wien sowie Wiener Autor/innen aus 30 Jahren Buchkultur-Geschichte vor.

GEWINNEN SIE!

Wir verlosen drei Exemplare von **Die Geheimnisse von Pinewood Hill**, einem Bilderbuch für junge Erwachsene von Einar Turkowski (Kunstanstifter, 40 S.). Der Erzähler aus Turkowskis Bilderbuch schwelgt in Erinnerungen an seine Kindheit. Dabei führt er seinen Protagonisten Chaska auf eine Zeitreise, er führt ihn mit dem Fahrrad durch die Hügel von Pinewood Hill, hin zur Grenze von realen und phantastischen Ereignissen. Von seinem Bruder lernt Chaska, dass man seine Ängste in Stärken umwandeln kann: »Hab vor allem keine Angst vor deiner Vorstellungskraft. Sie macht dich zu einem Magier.« Der Deutsche Grafiker und Illustrator Einar Turkowski hat mit diesem Bilderbuch eine wunderschöne Einheit von Erzählung und Bildern geschaffen, mystisch und surreal zugleich, die eine große Sogwirkung entfaltet.



TEILNAHMEBEDINGUNGEN

Die Gewinne werden unter allen Teilnehmenden verlost, die das richtige Lösungswort bis zum **12. September 2022** eingesandt haben. Die Gewinnspielteilnahme ist bei gleichen Gewinnchancen auch mit Postkarte möglich. Eine Barauszahlung ist nicht möglich. Die Gewinner/innen werden von der Redaktion benachrichtigt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

SCHREIBEN SIE AN

Buchkultur VerlagsgesmbH,
Eslarngasse 10,
1030 Wien, Österreich

ODER

redaktion@buchkultur.net



DIE GEWINNER/INNEN DER #202 SIND

Andrea Rohrauer (Auerstal),
Philipp Maier (Wien),
Franz Leitgeb (Eberau).

Gewonnen haben sie das Kochbuch

»A modo mio« von Alessandra Dorigato (Edition Raetia).

AUFLÖSUNG #202

Gesucht wurde **Baltasar Gracián** (1601-1658), spanischer Jesuit und philosophischer Schriftsteller. Seine Hauptwerke sind »Das Kritikon« und »Handorakel und Kunst der Weltklugheit«, 300 kurze Sinnsprüche. Das »Handorakel« erschien 2020 neu übersetzt vom Romanisten Hans-Ulrich Gumbrecht, der an der Stanford University in Kalifornien lehrt.

1 – Lösungswort: »Graz«

Gesucht: Das letzte Buch des 2022 verstorbenen Grazer Schriftstellers Gerhard Roth war der posthum gedruckte Roman »Die Imker«. Seit 1977 war er Autor des S. Fischer Verlags in Frankfurt am Main. Er schrieb u. a. »Landläufiger Tod«, »Die Höhle ist leer – die Teufel sind alle hier« und »Die Stadt. Entdeckungen im Inneren von Wien«.

2 – Lösungswort: »Olivier«

Gesucht: Ihren ersten Text veröffentlichte Hilde Spiel (1911-1990) 1928. Eines ihrer späteren Pseudonyme lautete »Jean Lenoir«. Im Todesjahr der Johanna-Heinrich-Merck-Preisträgerin erschien »Wel-

che Welt ist meine Welt?« 1958 veröffentlichte sie ein Buchporträt über den Schauspieler Laurence Olivier.

3 – Lösungswort: »Masuren«

Gesucht: Siegfried Lenz lebte fast 70 Jahre in Hamburg. So dass er, aus Masuren in Ostpreußen gebürtig, als hanseatischer Autor galt, zu Lebzeiten populär – »Die Deutschstunde« ist sein bekanntester Roman – wie mit Preisen ausgezeichnet. Sein Erstling von 1951 war »Es waren Habichte in der Luft.«

4 – Lösungswort: »Camill«

Gesucht: 1966 veröffentlichte der Wiener Otto Basil (1901-1983), Autor, Dramaturg, Leiter des »Plans«, Redakteur und Feuilletonchef der Zeitung »Neues Österreich«, seinen satirischen Roman »Wenn das der Führer wüßte« (Neuaufgabe 2011). Eines seiner Schreib-Pseudonyme lautete »Camill Schmall«.

5 – Lösungswort: »Freischnorcheln«

Gesucht: Mieke Medusa, Poetry-Slammerin, Rapp-

erin, Editorin und Romancière, lebte in Tirol, London und Wien. 2015 publizierte sie »Meine Fusspflege- rin stellt Fragen an das Universum«, 2016 »Alles außer grau«. Ihr Buchdebüt war 2008 »Freischnorcheln«.

6 – Lösungswort: »Mars«

Gesucht: Der in Belfast geborene C. S. Lewis lehrte in Oxford und in Cambridge Englische Literatur des Mittelalters und der Renaissance. Als Autor schrieb er »Die Chroniken von Narnia«. Die »Perelandra-Trilogie« war sein erster Zyklus, sie spielt auf dem Planeten Mars.

7 – Lösungswort: »Holunder«

Gesucht: Michael Donhauser kam 1956 in Vaduz, Liechtenstein, zur Welt. Der Dichter erhielt den Heimrad-Bäcker-Preis zugesprochen und den Lyrikpreis Meran. 2016 erschien seine Paraphrasen-Studie über Adalbert Stifters »Witiko«. 1986 debütierte er mit »Der Holunder. Prosagedichte«.



288 Seiten, gebunden,
Euro 25,70 (A)
ISBN: 978-3-95614-508-7

Jack Laidlaw muss in Glasgow den Mord an einem bekannten Anwalt der Unterwelt klären, bevor sich die rivalisierenden Gangs der Stadt deswegen bekriegen.

»Ohne McIlvanney wäre ich wohl kein Krimiautor geworden. Da war dieser literarische Schriftsteller, der sich dem urbanen, zeitgenössischen Krimi zugewandt hatte und zeigte, dass das Genre große moralische und soziale Fragen angehen konnte.«

IAN RANKIN



Also mir gefällt dein
Gendersternchen richtig gut.



 thomas_feibel
 thomas.feibel

Impressum

Buchkultur Nr. 203/34. JG. 4/2022
ISSN 1026-082X

Buchkultur Das internationale Buchmagazin
ist ein Produkt der **BUCHKULTUR** VerlagsgesmbH.

ANSCHRIFT DER REDAKTION

A-1030 Wien, Eslarngasse 10
+43 1 786 33 80-0
redaktion@buchkultur.net

EIGENTÜMER & VERLEGER

Buchkultur VerlagsgesmbH
A-1030 Wien, Eslarngasse 10

HERAUSGEBER

Michael Schnepf, Nils Jensen

GESCHÄFTSFÜHRUNG

Max Freudenschuß

REDAKTIONSLEITUNG

Katia Schwingshandl (Chefredaktion)
Johannes Lau (Sachbuch)
Michael Schnepf (Büchertisch)
Andrea Wedan (Junior)

ART DIRECTION

Anna Frohmann

REDAKTION

Angelo Algieri, Anne Aschenbrenner, Thomas Ballhausen, Magda Birkmann, Alexandru Bulucz, Holger Ehling, Thomas Feibel, Hans-Dieter Grünfeld, Konrad Holzer, Nils Jensen, Kevin Junk, Barbara Kadletz, Dagmar Kaindl, Alexander Kluy, Johannes Kößler, Andreas Kremla, Martin Kugler, Maria Leitner, Ludwig Lohmann, Jo Moskon, Christa Nebenführ, Saskia Pacher, Martin Thomas Pesl, Karoline Pilcz, Teresa Preis, Susanne Rettenwandler, Sylvia Treudl, Sophie Weigand, Thomas Wörtche, Kolumnen-Signés © Jorghi Poll

OFFICE MANAGEMENT

Celina Kraft

ABONNEMENTSERVICE

+43 1 786 33 80-15
abo@buchkultur.net

DRUCK

Bauer Medien Produktions- & Handels-GmbH,
1030 Wien

VERTRIEB

D: IPS Pressevertrieb GmbH
Ö: Mohr Morawa; Presse Großvertrieb Austria
Trunk GmbH

ERSCHEINUNGSWEISE

jährlich 6 Ausgaben sowie diverse Sonderhefte

PREISE & ABONNEMENTS

Einzelheft: € 8,50 | CHF 10,50
Jahresabonnement: Print: € 45 (Europa) | € 60
(außerhalb Europas) | Digital: € 33
Student/innen & Arbeitslose: Print: € 38 (Europa)
| Digital: € 25 (Nachweis erforderlich)

AUFLAGE 12.200

Die Abonnements laufen über 6 Ausgaben und gelten, entsprechend den Usancen im Pressewesen, automatisch um ein Jahr verlängert, sofern nicht ein Monat vor Ablauf die Kündigung erfolgt. Derzeit gilt Anzeigenpreisliste 2022. Über unverlangt eingesandte Beiträge keine Korrespondenz. Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Copyright, wenn nicht anders angegeben, bei den Urhebern bzw. den Rechtsnachfolgern. Wir danken den Verfügungsberechtigten für die Abdruckgenehmigung. Alle Daten und Preisangaben sind ohne Gewähr.

Gefördert von der
Kulturabteilung der Stadt Wien, Literatur

 Bundesministerium
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport

Buchkultur im Abo günstiger lesen.



Mit
aktuellem
Geschenk-
buch als
Abopremie!*

+ Ihr Jahresabo zum Vorteilspreis

Erhalten Sie 6 x im Jahr exklusive Interviews und Geschichten aus der Welt der Literatur, randvoll mit Vorstellungen von ausgewählten Neuerscheinungen. Jede Menge aktuelle Lesetipps zu den spannendsten Romanen und den interessantesten Sachbüchern.

+ Sonderhefte

Mit dem Abonnement erhalten Sie zusätzlich zum Buchkultur Magazin alle Buchkultur-Sonderhefte mit Themenschwerpunkt gratis in Ihren Postkasten und/oder die Buchkultur-App.

+ Geschenkbuch zur Wahl**



Heinrich Steinfest
Der betrunkene Berg
Piper



Tanja Raich
Schwerer als das Licht
Blessing



Gerald Hüther, Robert Burdy
Wir informieren uns zu Tode
Herder

6 x im Jahr + Sonderhefte

Digital Abo	Print Abo	Student/innen & Arbeitslosen Abo*
33€ jährlich	45€ jährlich in ganz Europa	Digital: 25€* Print: 38€* jährlich

*Für StudentInnen und Arbeitsuchende, Nachweis erforderlich.
Angebot gültig bis 31.12.2022. Druck- und Satzfehler vorbehalten.

3 Wege zum Buchkultur- Abo

Direkt online
im Buchkultur-
Shop abonnieren

E-Mail mit einem Foto
des ausgefüllten Formulars
an abo@buchkultur.net

Postkarte ausschneiden,
frankieren
und absenden.



shop.buchkultur.net

Jetzt abonnieren!

Ich möchte folgendes Buchkultur-Jahresabo
ab der nächsten Ausgabe abonnieren:

- Print Abo um 45€
 Digital Abo um 33€

- StudentInnen Abo*:**
 Print um 38€*
 Digital um 25€*

Bitte wählen Sie den/die Autor/in
Ihres Buch-Geschenks**:

- Heinrich Steinfest (Piper)
 Tanja Raich (Blessing)
 G. Hüther/R. Burdy (Herder)

*Für StudentInnen und Arbeitsuchende, Nachweis erforderlich. • Angebotsbedingungen siehe AGB
auf shop.buchkultur.net. **Wahlmöglichkeit, Angebot gültig solange Vorrat reicht • Angebot gültig bis
31.12.2022. Druck- und Satzfehler vorbehalten.

Vor- und Nachname* _____

Straße | Hausnummer | Tür * _____

Land | PLZ | Wohnort * _____

Telefon _____

E-Mail* _____

Datum* _____ Unterschrift* _____

Buchkultur

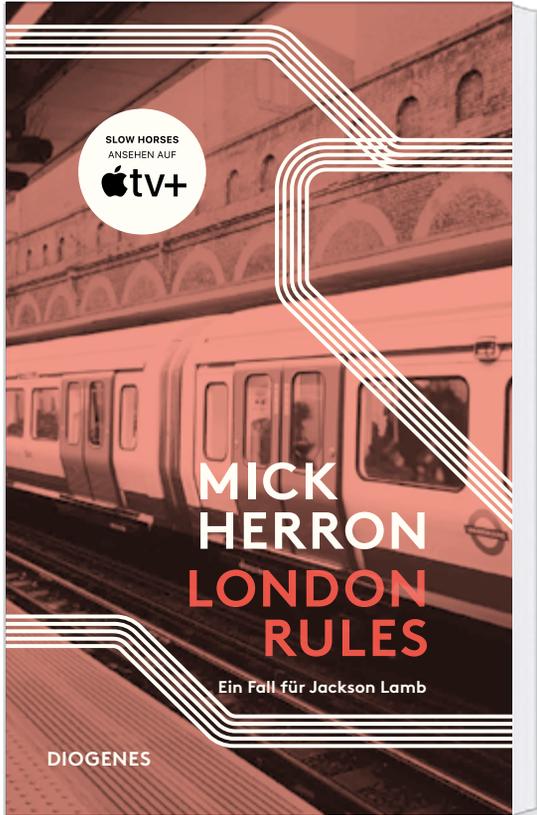
Verlagsgesellschaft m. b. H.

Eslarngasse 10/3a

1030 Wien, Österreich

Mick Herron

Das Setting: London. Die Dialoge: messerscharf.
Der Humor: very british.



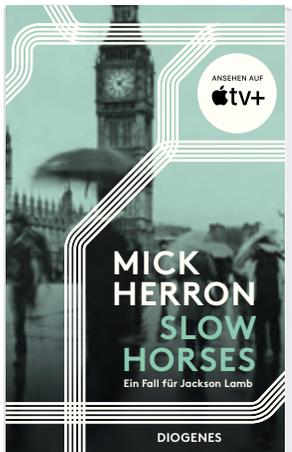
Auch als eBook und eHörbuch

Keiner hat die *London Rules* je aufgeschrieben, aber jeder kennt die erste: Save your arse.

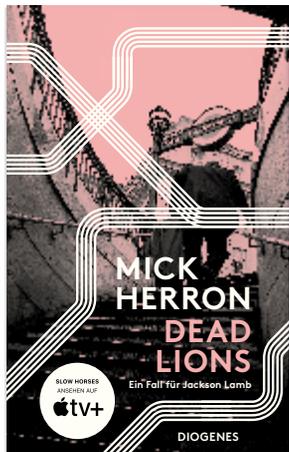
Der fünfte Fall für Jackson Lamb und die Abservierten aus dem MI5.

»Da John le Carré nicht mehr unter uns weilt, wer ist dann die Nr.1 des Spionagethrillers? Mick Herron!«

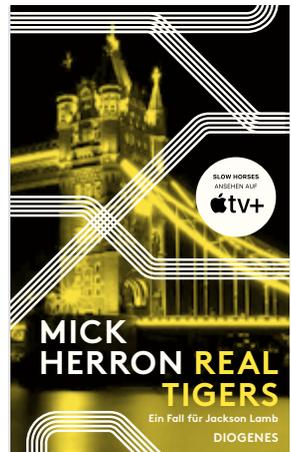
The Times, London



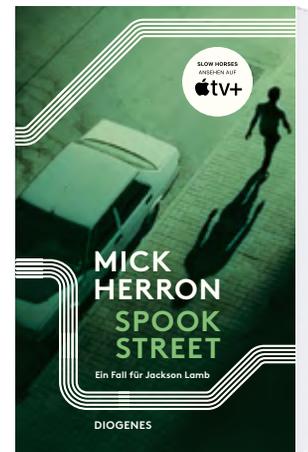
Auch als eBook und eHörbuch



Auch als eBook und eHörbuch



Auch als eBook und eHörbuch



Auch als eBook und eHörbuch